

DIE WELTWOCHEN



Die Schweiz im Rotlicht

Das Geschäft mit der Erotik floriert dank der Personenfreizügigkeit.
Die Branche erfindet sich neu. *Von Alex Baur*

Visionen ohne Gott

Der arrogante Plan zur Ersetzung der Nationalhymne.
Von Urs Paul Engeler

Elite der Frauen

Das Erfolgsgeheimnis der Top-Managerinnen.
Von Beatrice Schlag

Bis das Festival del film Locarno der wichtigste Anlass für die Entdeckung und Förderung des jungen Autorenfilms ist, will der künstlerische Direktor Olivier Père nicht ruhen.



***Expertise.* Das haben wir mit dem künstlerischen Direktor des Festival del film Locarno gemeinsam.**

Das Festival del film Locarno ist einzigartig, weil es den Film als Form der Kunst in ein zauberhaftes Ambiente einbettet.

Olivier Père gibt der glanzvollen Geschichte des Festivals eine Zukunft – mit Leidenschaft für grosses Kino, Erfahrung und sicherer Hand bei der Programmgestaltung.

Expertise, Engagement und die Konzentration auf entscheidende Werte kennzeichnen auch unsere Arbeit.

Deshalb unterstützt UBS das Festival del film Locarno seit über 30 Jahren als Partner.

Bis Sie von der Nachhaltigkeit unseres Engagements überzeugt sind, dürfen Sie sich auf eines verlassen:



Wir werden nicht ruhen



www.ubs.com/sponsoring

Intern

Auf einer abenteuerlichen Fahrt haben sich Fotograf Pascal Mora und Reporter Kurt Pelda an Armeeposten vorbei in die syrische Wirtschaftsmetropole Aleppo geschlichen. Der Krieg in der Stadt wirkt surreal. Während täglich geschossen und bombardiert wird, versuchen die Zivilisten, weiterhin so etwas wie Normalität zu leben. Am Abend strömen die



Live aus Aleppo: Mora und Pelda in Syrien.

Menschen auf die Strassen, um einzukaufen und die kühle Nachtluft zu geniessen. Zugleich kreisen am Himmel Helikopter und Kampfflugzeuge des Assad-Regimes. Bisher ist es den Regierungstruppen nicht gelungen, die Rebellen der Freien Syrischen Armee zu vertreiben – im Gegenteil. Doch nun will Präsident Assad mit einer Grossoffensive, einer «Mutter aller Schlachten», Fakten schaffen. Ein schreckliches Blutvergiessen erscheint unvermeidlich. Peldas Reportage lesen Sie in dieser Ausgabe; über Twitter (@weltwoche, @KurtPelda) berichtet unser Reporter live aus Syrien. Seite 12

Vor zwanzig Jahren schrieb *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur, damals noch Gerichtsreporter bei der NZZ, ein Porträt über den letzten Zuhälter, der in Zürich verurteilt wurde. Wenige Wochen später hätte der Mann freigesprochen werden müssen: Im Oktober 1992 wurden die Paragraphen, welche «Zuhältereie» und «Kuppellei» unter Strafe stellten, aus dem Gesetz gestrichen. Die Prostitution befreite sich in der Folge zusehends vom Ruch der Unterwelt und wurde zu einem blühenden Wirtschaftszweig. Baur hat diese Entwicklung über die Jahre verfolgt und immer wieder darüber geschrieben.

Zwei Jahrzehnte nach der Liberalisierung schien ihm die Zeit reif für eine Bilanz. Unser Autor unternahm einen ausgedehnten Streifzug durch mehrere Bordelle und Nachtclubs; vor Ort sprach er mit einer ganzen Reihe von Erotik-Unternehmern, mit Prostituierten, aber auch mit Freiern. Selbst als ausgewiesener Kenner des Milieus gelangt er dabei immer wieder zu überraschenden Erkenntnissen. Ein Muster hat sich allerdings hartnäckig gehalten: Die Doppelmoral scheint auch im 21. Jahrhundert noch untrennbar mit dem «ältesten Gewerbe» verbunden zu sein. Seite 24

Letztes Jahr war der Schweizer Schriftsteller E. Y. Meyer für den Nobelpreis nominiert. Nun hat der 65-Jährige nach acht Jahren endlich wieder einen Roman geschrieben. Für uns der Anlass, Hubert Spiegel von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, einen der profiliertesten deutschen Literaturkritiker, zu fragen, ob er den aussergewöhnlichen Schweizer Autor für uns porträtieren möchte. Spiegel sagte sofort zu, las sich durch die wichtigsten Werke Meyers und reiste für ein Treffen nach Bern. Aus dem geplanten Gespräch zwischen Kritiker und Autor wurde eine denkwürdige Begegnung in der verregneten Bundesstadt. Und für ein aussergewöhnliches Bild ging Meyer baden. Unser Fotograf Fabian Unternährer zeigt den Schriftsteller tauchenderweise in der Aare. Seite 52

Die wöchentliche Rätselserie wird ab dieser Ausgabe von Fritz Müller, einem innovativen und sehr erfahrenen Rätselautor, erstellt. Wir bedanken uns herzlich bei Daniel Krieg für die langjährige Zusammenarbeit, wünschen Fritz Müller einen erfolgreichen Start und unseren Leserinnen und Lesern weiterhin viele knifflige Rätselstunden. Ihre Weltwoche

Wann ist es Zeit,
sich ausgezeichnet
beraten zu lassen?

LGT. Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:
Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,
Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,
Andreas Kunz, Christoph Landolt,
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,
Beatrice Schlag (Los Angeles),
Florian Schwab, Lucien Scherrer
Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Markus Gisler, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Kurt Pelda,
Pia Reinacher, Peter Rüedi,
Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),
Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),
Verena Tempelmann, Pearl Frisch (Assistentin)
Layout: Tobias Schär (Leitung),
Silvia Ramsay
Korrektur: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),
Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rieger
Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)
Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),
Christine Lesnik (Leitung Stil-Ausgaben),
Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Internetverkauf: Stailamedia
Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,
info@stailamedia.com
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,
Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt
auf Recyclingpapier, das aus
100 % Altpapier hergestellt ist.
Es schont damit Ressourcen,
Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Alpina Dolomites – Andrea Cazzaniga



Albrecht Mayer



Olga Scheps



Andreas Ottensamer

«Südtirol-Momente» mit Berliner Philharmonikern

Geniessen Sie vom 6. bis 14. Oktober 2012 traumhafte Musikferien im 5-Sterne-Wellnesshotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa» auf der Seiser Alm in den Südtiroler Dolomiten.

Der Weltklasse-Oboist Albrecht Mayer und der erst 23-jährige Klarinetist Andreas Ottensamer zählen zu den Bläserstars der renommierten Berliner Philharmoniker. Gemeinsam mit dem Brahms-Ensemble Berlin laden sie ein zur exklusiven Musikferienwoche «Philharmonie auf der Alm» – mit Ensembles und Solisten der Berliner Philharmoniker.

Die Berliner Philharmoniker zählen zu den besten Sinfonieorchestern der Welt! Unter der Leitung ihres Chefdirigenten Sir Simon Rattle formieren sich 128 Instrumentalsolisten von Weltklasse zu einem einzigartigen Klangkörper. Weltweit genießen aber auch die Kammermusikensembles und Bläusersolisten dieses Orchesters höchste Reputation. Ihre herausragende künstlerische Qualität regt viele namhafte Instrumental- und Vokalsolisten sowie auch Komponisten zur Zusammenarbeit an.

Mit der «Philharmonie auf der Alm» präsentiert Südtirol Momente nun das kammermusikalische und solistische Schaffen der Berliner Philharmoniker in exklusiven Musikferienwochen.

Den Auftakt machen vom 6. bis 14. Oktober 2012 das renommierte Brahms-Ensemble Berlin sowie Albrecht Mayer, der Solo-Oboist, und Andreas Ottensamer, der Solo-Klarinetist der Berliner Philharmoniker. Als Kammermusikpartnerinnen und Solistinnen nehmen zudem die international herausragenden Pianistinnen Olga Scheps und Evge-

nia Rubinova an den täglichen Kammerkonzerten teil. Die Konzerte finden auf der Seiser Alm in der Franziskuskirche statt, deren einzigartige Akustik sie zu einem Kammermusiksaal von Weltklasse macht, der 1850 Meter hoch gelegenen «Philharmonie auf der Alm».

Ihr exzellentes Feriendomizil haben Sie als Gast im Hotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa» *****, das sich in fussläufiger Entfernung zur Franziskuskirche befindet. Seit seiner Eröffnung im Dezember 2010 hat sich das «Alpina Dolomites» zu einem der führenden Wellnesshotels Europas entwickelt. Es bietet Zimmer und Suiten von höchstem Komfort, einen Spa, der keine Wünsche offen lässt, ein reichhaltiges Medical-Wellness-Angebot und eine Küche von höchstem Niveau.

Erleben Sie eine wunderbare Woche voller Musik und genießen Sie die Ruhe der Seiser Alm!

Europas schönste und grösste Hochalm ist ein sonnenverwöhntes Wanderparadies inmitten des Naturparks «Unesco Weltnaturerbe Dolomiten». Ob Sie den Tag mit Ausruhen und Wellness, einer Wanderung oder einem Ausflug ins Tal, z. B. nach Bozen oder Meran, gestalten möchten, bleibt allein Ihnen überlassen. Am Abend jedoch erwarten Sie die Musiker der Berliner Philharmoniker zu einem musikalischen Gipfeltreffen von Weltklasse!

Weltwoche-Spezialangebot

PHILHARMONIE AUF DER ALM – mit Ensembles und Solisten der Berliner Philharmoniker

6.–14. Oktober 2012, Seiser Alm, Dolomiten
Hotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa» *****

Teilnahmegebühren/Kosten Arrangement
(pro Person und Zimmer bei Doppelbelegung/
Preise Einzelbelegung auf Anfrage)

DZ Dialer Superior , ca. 50 m ² mit Balkon	
8 Tage: 6.–14.10.	€ 2060.– statt € 2200.–
4 Tage: 6.–10.10./10.–14.10.	€ 1040.– statt € 1110.–
DZ Saslong Exklusive , ca. 50 m ² mit Terrasse	
8 Tage: 6.–14.10.	€ 2260.– statt € 2400.–
4 Tage: 6.–10.10./10.–14.10.	€ 1140.– statt € 1210.–
Molignon Suite , ca. 75 m ² , mit Balkon	
8 Tage: 6.–14.10.	€ 2560.– statt € 2700.–
4 Tage: 6.–10.10./10.–14.10.	€ 1290.– statt € 1360.–

Leistungen

8 bzw. 4 Übernachtungen inkl. Halbpension mit 5- oder 6-Gang-Wahlmenüs, Benützung des Wellness- und Fitnessbereichs, der Tiefgarage und des gesamten Alpina- Wohlfühlangebots. Täglich Kammerkonzerte in der Franziskuskirche und ein Einführungsgespräch gemäss Tagesprogramm

Informationen & Reservationen:

SÜDTIROL MOMENTE, Oberbozen-Ritten
Telefon: +39 0471 345 308

E-Mail: info@suedtirol-momente.com
Web: www.suedtirol-momente.com

Bitte bei Bestellung das Stichwort «Weltwoche» angeben.

Sofern Sie ein einfacheres Quartier bevorzugen, fragen Sie nach unseren Konzert-Arrangements im 3-Sterne-«Hotel-Caro» auf der Seiser Alm.

Acht Millionen

Die Schweiz hat noch viel Platz. Absurde Debatte über Beschneidung.

Von Roger Köppel

Die Schweiz bleibt eines der attraktivsten Länder. Demnächst werden hier acht Millionen Menschen leben. Ist das schlimm? Die grossen Parteien sehen es so. Die SVP dringt auf Kontingente und eine verschärfte Einbürgerungspraxis. Die Grünen wollen den Wirtschaftsstandort politisch beschädigen, um die Schweiz für Ausländer weniger anziehend zu machen. Wir haben dieses Konzept an dieser Stelle schon einmal die «Nordkorea-Strategie» genannt. Die SP weiss: «Die Schweiz erträgt nicht mehr als acht Millionen Einwohner» (Jacqueline Badran). Die Mitteparteien CVP und GLP behaupten, eine Bevölkerungszahl von zehn bis zwölf Millionen sei bei klugem Management machbar, mehr auf keinen Fall.

Mit Verlaub: Ich halte die Zahlenspielerien um Bevölkerungsobergrenzen für Humbug. Kein Mensch kann sagen, wie viel Menschen die Schweiz «erträgt». Ich wohne in einer der am dichtesten besiedelten und begehrtesten Wohngegenden am Zürichsee. Wenn ich aus dem Fenster schaue, sehe ich auf der anderen Seeseite riesige Grünflächen und ungezählte Einfamilienhäuschen. Es mag die eine oder andere grössere Überbauung geben, an manchen Stellen mehren sich die Mehrfamilienhäuser, aber mit Verlaub: Die Schweiz steht nicht kurz davor, unter Betonlawinen zu versinken. Selbst die gesuchtesten und teuersten Gegenden sind nicht überfüllt, und fährt man nur ein paar Kilometer ins Hinterland, ist die Besiedelung für so ein kleines und beliebtes Land wie die Schweiz erstaunlich dünn.

Nein, es läuft nicht auf den Untergang der Schweiz hinaus, wenn in Zürich ein paar Altbauten durch höhere Neubauten ersetzt werden. Die bereits beklagte «Singapurisierung» ist weit davon entfernt stattzufinden. Dass die Klage über Bevölkerungsobergrenzen populär ist, ist klar. Sie ist vor allem bei denen populär, die sich ein schönes Häuschen oder eine schöne Wohnung an guter Lage ergattern konnten. Wer in den Bündner Bergen bereits über eine schicke Chaletwohnung verfügt, findet es nicht unbedingt erstrebenswert, wenn es ihm Zehntausende aus dem Unterland nachmachen. Der neue Heimatschutz ist auch eine Abwehrschlacht der Habenden gegen die Nochnicht-habenden. Man zieht Wälle hoch, um Besitzstände zusätzlich abzusichern.

Die Frage lautet nicht: Wie viele Menschen verkraftet die Schweiz? Die Frage lautet: Wie



Riesige Grünflächen.

sollte ein globalisierter Kleinstaat, der auf Zuwanderung angewiesen ist, diese Zuwanderung organisieren? An diesem Punkt gibt es echtes und berechtigtes Unbehagen in der Bevölkerung. Die meisten Politiker, die mit Bevölkerungszahlen jonglieren, tun dies nur deshalb, um nicht von den wirklichen Problemen zu sprechen, die zu lösen wären: Vollzugsmisere im Asylbereich, Ausländerkriminalität, Zuwanderung in die Sozialsysteme, ein weltfremdes Konzept der Personenfreizügigkeit.

Kein vernünftiger Mensch ist gegen die Zuwanderung hochqualifizierter Arbeitskräfte, die Produktivität und Wettbewerb in der Schweiz verbessern. Von mir aus können Millionen indischer oder südafrikanischer Softwareingenieure in die Schweiz einreisen, wenn sie hier einen sinnvollen Beitrag zum Wirtschaftswachstum leisten. Die Debatte über Bevölkerungsobergrenzen ist ein Profilierungsritual für Politiker, die gemerkt haben, dass etwas nicht gut läuft in der Schweizer Migrationspolitik, aber über die wirklichen Probleme nicht reden wollen.

Man soll sich ja nicht übermässig ärgern, wenn man aus den Ferien zurückkommt, aber ein Thema irritiert dennoch: der Entscheid des Kinderspitals Zürich, aufgrund eines Urteils des Landgerichts Köln (Deutschland) ein «Operationsmoratorium» für Beschneidungen bei Knaben auszusprechen, die zu klein sind, um selber Stellung zu nehmen. Die Kölner Richter haben solche Beschneidungen neuerdings als Körperverletzung taxiert, weil das Recht des Kindes auf körperliche Unversehrtheit höher zu gewichten sei als das Erziehungsrecht der Eltern oder die Religionsfreiheit.

Irritierend ist weniger, dass das Kinderspital vorläufig keine Beschneidungen bei kleinen Buben mehr durchführt. So ein Entscheid ist in einer liberalen Gesellschaft hinzunehmen. Solange der Wettbewerb spielt und es andere Krankenhäuser gibt, die weiterhin Beschneidungen anbieten, ist es den Zürchern unbenommen, darauf zu verzichten. Irritierend ist, dass das Zürcher Kinderspital vorausseilend auf ein deutsches Urteil reagierte, was umgehend die Frage aufwirft, welcher Rechtsprechung sich die Zürcher Ärzte eigentlich verpflichtet fühlen.

Zur eigentlichen Sache: Ist Beschneidung bei Kleinkindern Körperverletzung? Muss man die Amputation der Vorhaut, wie sie die Juden seit Jahrtausenden, die Muslime seit Jahrhunderten und die Amerikaner (grossmehrheitlich) seit ein paar Jahrzehnten praktizieren, mit dem Makel ethischer Verwerflichkeit, ja kriminellen Handelns versehen und damit verbieten?

Ich habe ein gewisses Verständnis dafür, dass liberale Gesellschaften Übergriffe, welche die körperliche oder materielle Existenz anderer Menschen betreffen, kritisch sehen. Man könnte, zum Beispiel, den Schwangerschaftsabbruch nicht nur aus religiöser, sondern auch aus liberaler Sicht für inakzeptabel halten, weil er einen massiven Eingriff der Eltern in die Existenz eines anderen Menschen, nämlich eines noch nicht geborenen Kindes, bedeutet. Ich vermute, es gibt keinen lebenden Menschen, der auf die Frage, ob er lieber abgetrieben worden wäre, mit Ja antwortet. Vor diesem Hintergrund ist vorstellbar, auch der Beschneidung kritisch zu begegnen, stellt sie in den meisten Fällen doch tatsächlich einen eigenmächtig verfügten Eingriff vor, zu dem das Kind, da zu klein, nichts zu sagen hatte.

Womit wir bei der Absurdität des Kölner Urteils angelangt wären: Die Beschneidung von Knaben (nicht von Mädchen!) ist eine jahrtausendealte kulturelle Praxis, die von den Betroffenen nach wie vor freiwillig gepflegt wird. Gäbe es echte Probleme, hätten wir längst von Sammelklagen beschnittener Juden oder Muslime gegen ihre Beschneider gehört. Anwälte, die daraus ein lukratives Geschäft machen würden, gäbe es genug. Die Beschneidung beeinträchtigt keine vitalen Kernfunktionen und hat, traut man den Experten, sogar hygienische Vorteile. Wozu also der Aufruhr?

Vermutlich wurden die Kölner Richter vom Ehrgeiz befeuert, in der seit Jahren anhaltenden Debatte über «Leitkultur» und «westliche Werte» im Gegensatz zum Islam und zu anderen Religionen ein Zeichen zu setzen. Dass man jetzt die Beschneidung von kleinen Buben zur Kampfzone erklärt, ist unnötige Prinzipienreiterei. Und ein Indiz dafür, dass man sich in der seit Jahren schwelenden Religionsdebatte wieder verstärkt für Freiheit, Vielfalt und weniger Gleichschaltung im Namen abstrakter Normen einsetzen sollte.



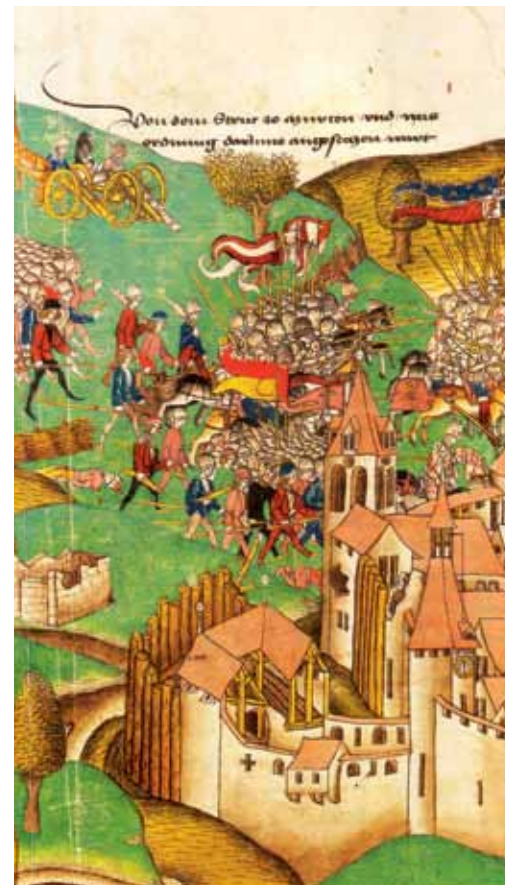
Letzter Apostel: Schriftsteller E. Y. Meyer. Seite 52



Sex-Boom: Saunaklub «Oase». Seite 24



Weltklasse: Yahoo-CEO Marissa Mayer. Seite 36



Kantersieg: Schlacht bei Murten, 1476. Seite 46

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Was bringt die Mars-Mission?
- 9 **Im Auge** Sir Winston Churchill, Marathonverhandler
- 10 **Olympia** Das Rätsel Usain Bolt
- 11 **Personenkontrolle** Müller, Darbellay, Imhof, Penher, Jordi, Aebischer, Tschäppät
- 11 **Nachruf** Mihaela Ursuleasa, Starpianistin
- 12 **Schicksalsschlacht in Aleppo**
Das syrische Regime sucht die Entscheidung
- 14 **Die Deutschen** «Umfairteilung»
- 14 **Wirtschaft** Dollar, Pfund und Euro werten ab
- 15 **Ausland** Amerikas Aufstieg nach dem Zweiten Weltkrieg
- 16 **Mörgeli** Judas, Brutus und Widmer-Schlumpf
- 16 **Bodenmann** Stromkonzerne verlieren Geld ohne Ende
- 17 **Medien** Der Niedergang von CNN
- 17 **Kostenkontrolle** 60 Millionen für deutsches Bahnprojekt
- 18 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

20 Visionen ohne Gott

Die bizarre Idee, die Schweizer Landeshymne zu ersetzen

22 Verkäufer der Macht

Der Bund beschäftigt ein Heer von Kommunikationsprofis

24 Die Schweiz im Rotlicht

Käuflicher Sex ist zum Lifestyle geworden

28 Replik

FDP-Nationalrat Wasserfallen gegen EU-Beitritt

29 Neonazis

Extremismusexperte warnt vor Dämonisierung

30 Die Seele bleibt heil

Das Bundesgericht fördert die Trennung von Kirche und Staat

32 50 Milliarden pro Monat

Die versteckten Kosten der Euro-Wechselkurs-Untergrenze

34 Bankenplatz

Die EU will die Finanzgeschäfte besteuern

35 Bundesrat

Chronik einer Täuschung

36 Elite der Frauen

Managerinnen, die es nach ganz oben geschafft haben

38 Karrieren

Facebook-COO Sandberg über Erfolgsfaktoren

40 Das Rätsel um «Hitlers Nachttopf»

Missglücktes Geschäft mit einem mysteriösen Goldtopf

42 Wenn Opa Vater wird

Alte Väter sind keine Seltenheit mehr – Berichte von der Front

45 Essay

So lebt sich's ohne Vorhaut

46 Murten ist mehr

Spektakuläre Eidgenossen in den Burgunderkriegen



«Ich habe einen Sinn für Rituale»: Theatermacher Volker Hesse. Seite 56

Interview

56 «Wilhelm Tell» ist kein Schweizer Nationaldrama»

Die Tellspiele in Altdorf feiern ihr 500-Jahr-Jubiläum. Regisseur Volker Hesse sagt, warum er aus dem Stück eine Art Passionsspiel macht

Stil & Kultur

50 Stil & Kultur Marilyn Monroe, Hollywood-Diva

52 Bestseller

52 Der Tag, an dem die Aare stillstand

E. Y. Meyer hat endlich einen neuen Roman geschrieben. Eine denkwürdige Begegnung mit dem herausragenden Schweizer Autor in Bern

55 Klassik Alexander Pereira macht in Salzburg Zürcher Festspiele

57 Jazz Béla Fleck and the Marcus Roberts Trio

58 Top 10

58 Kino «Prometheus»

59 Fernseh-Kritik «Top Gear»

60 Namen Prominenz am Festival da Jazz in St. Moritz

61 MvH Mein Gewicht

61 Gesellschaft Das Suri-Kind

62 Wein Pommard Les Cras 2009

62 Thiel «Firefly»

63 Die Besten Tour de Suisse in Weiss

64 Sport Die Olympischen Spiele sind ein fragwürdiges Spektakel

65 Auto Grand Cherokee SRT8

66 Hochzeit Kirsty und Graham Lane

Autoren in dieser Ausgabe

Dirk Eidemüller



Nach dem Studium der Physik promovierte Dirk Eidemüller in Wissenschaftsphilosophie, «um zu verstehen, was die Welt im Innersten zusammenhält». In seinem Beitrag erläutert der freie Autor, welche Erkenntnisse die Menschheit durch die amerikanische Mars-Mission gewinnt. Seite 9

Thomas Meyer



Die Diskussionen über Religionsfreiheit, nachdem ein deutsches Gericht die Knabenbeschneidung als Körperverletzung beurteilt hatte, liessen auch Thomas Meyer nicht kalt. In seinem Essay beschreibt der Schriftsteller und Werbetexter, wie es sich als Mann ohne Vorhaut lebt. Seite 45

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH

Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick

Mehr Recherche

Mehr Vielfalt



Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.
Telefon: 043 444 57 01, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch,
oder unter www.weltwoche.ch/abo.

Kleiner Schritt für die Menschheit

Von Dirk Eidemüller — Der Mars-Roboter «Curiosity» steht nach einem spektakulären Landemanöver einsatzbereit auf unserem Nachbarplaneten. Der Aufwand der Mission lohnt sich.



Die Nasa setzt auf Emotionen: Live-Übertragung der Mars-Mission am 6. August in New York.

Dieser Tage häufen sich die Superlative aus der Grundlagenforschung. Und interessanterweise haben wieder die Physik und die Ingenieurskunst das Ruder übernommen, nachdem das 21. Jahrhundert schon zum Zeitalter der Biowissenschaften ausgerufen worden war. Nach der Entdeckung eines neuen Teilchens am Forschungszentrum Cern hat nun die amerikanische Weltraumbehörde Nasa in einem komplexen Landemanöver einen kleinwagengrossen Rover auf dem Mars abgesetzt. Dieses rollende Forschungslabor mit zehn Instrumenten soll die Oberfläche unseres Nachbarplaneten nach Spuren von Leben absuchen.

Die Planetenforscher wissen, dass es auf dem jungen Mars grössere Mengen flüssigen Wassers gab und damit im Prinzip dort einst lebensfreundliche Bedingungen herrschten. Da der Mars aber nur ein sehr schwaches Magnetfeld besitzt, das die kosmische Strahlung unzureichend abschirmt, wurde der Grossteil seiner Atmosphäre vom Sonnenwind in die Weiten des Weltalls fortgerissen. Heute gibt es auf dem Mars Wasser nur noch in Form von Eis in den höheren Breiten. Die Oberfläche des Mars ist wegen der dünnen Atmosphäre und des schwachen Magnetfelds auch starker kosmischer Strahlung ausgesetzt und macht extreme Temperaturschwankungen von plus 20

Grad Celsius bei Tag zu minus 85 Grad Celsius bei Nacht durch. Man vermutet deshalb, dass auf der Mars-Oberfläche kein Leben mehr existiert, sollte es überhaupt jemals welches gegeben haben.

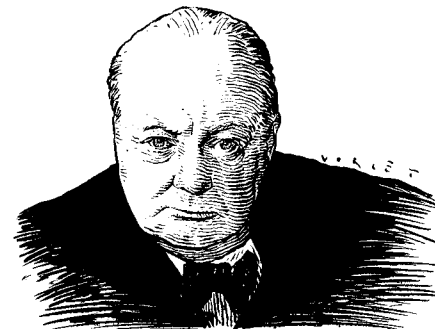
Erschliessung neuer Gebiete

Die Hoffnung ist daher, Spuren von ehemaligem Leben an besonders alten Gesteinen zu finden oder Hinweise darauf, dass in einer gewissen Tiefe im Gestein immer noch Mikroben tätig sind. Der fahrbare Roboter «Curiosity» soll zu diesem Zweck eine geologisch steinalte Felsformation untersuchen und damit künftigen Missionen den Weg ebnen. Die Königsdisziplin weiterer unbemannter Missionen wäre es, Gesteinsproben vom Mars auf die Erde zurückzubringen, um sie hier mit allen technischen Mitteln zu untersuchen.

Angesichts der Kosten der Mission von 2,5 Milliarden Dollar und der Ungewissheit ihrer Ergebnisse taucht die Frage auf, ob der Aufwand gerechtfertigt ist. Aber abgesehen davon, dass für viele, weniger noble Zwecke wie etwa Rüstung deutlich mehr Geld ausgegeben wird, bleibt als sicherer Gewinn zunächst einmal die technologische Innovation, die sich zwangsläufig ergibt, wenn solch

»» Fortsetzung auf Seite 10

No sports?



Sir Winston Churchill, Marathonverhandler

Er war ein Kämpfer des neuen Europa, aber wie würde Sir Winston Churchill (1874–1965) heute mit seinesgleichen in der bleiernen Schuldenkrise und im Elend der neuen Europa-Verdrossenheit zurechtkommen? Er sagte einst, mit Stalin würde er eine Woche brauchen, um ihn auf seine Seite zu ziehen. Leider hatte er an der Jalta-Konferenz nicht die Zeit dazu. Dass der Kriegspremier ein fast unschlagbarer Marathonverhandler war, der blendend die Kunst der Tafel-Diplomatie und der witzigen Unterhaltung beherrschte, belegt die US-Autorin Cita Stelzer in ihrem Buch «Dinner with Churchill – Policy-Making at the Dinner Table».

Churchill kehrte die Gesellschaftsregel, dass bei Tisch nicht über Politik geredet wird, einfach ins Gegenteil. Nach einem ausgedehnten Aperitif folgten geräucherter Lachs mit Kaviar, Schildkrötensuppe, Roastbeef und eine Coupe Jeanne d'Arc, verzehrt am 10. August 1941 in einem Tête-à-Tête mit dem König Georg VI., ohne Servierpersonal, die Herren bedienten sich selbst. Gastgeber Churchill offerierte bevorzugt und unerschöpflich seine Lieblingsgetränke: Champagner Pol Roger, «Claret» (Bordeaux), Johnnie Walker Red Label und armenischen Brandy, für dessen Qualität Stalin garantierte. Er versprühte Anekdoten oder zog vielleicht eine Schlachtbeschreibung mit dem in Wein getauchten Zeigefinger auf dem Tischtuch nach. Nachts um eins, wenn die Damen ermüdeten im Zigarrenrauch, bat er die Gentlemen ins Arbeitszimmer, oft bis vier Uhr morgens. Nicht auszudenken mit einer Angela Merkel, der «Deutschmutter» des Vertagens, und einem Mario Monti, dem nüchternsten aller Sparkommissare. Zum Frühstück stärkte er seine Kondition mit Champagner und gefülltem Poulet. *No sports?*

Das oft zitierte Argument für sein biblisches Alter ist eine Legende. Churchill boxte, war Schülermeister im Fechten und Schwimmen, einen Freund rettete er vor dem Ertrinken im Genfersee; er war der beste Polospieler in Indien und ritt wie der Teufel – ohne Sattel und Zügel. Verbürgt ist hingegen sein Spruch: «Gib deinem Sohn kein Geld. Gib ihm Pferde.»

Peter Hartmann

anspruchsvolle Projekte verwirklicht werden. Bei «Curiosity» sind dies unter anderem neue Formen der Automatisierung und Miniaturisierung von Messgeräten, ebenso wie autonome Steuerung und Bilderkennung.

Man sollte die Mars-Mission aber nicht nur nach allfälliger industrieller Verwertbarkeit beurteilen. Es ist falsch, Erkenntnisgewinn, von dem künftige Generationen durch die Weiterentwicklung unseres Grundlagenwissens profitieren, nach rein wirtschaftlichen Erwägungen zu messen. Ebenso wenig baut man eine Bahnstrecke oder eine Brücke allein aus Rentabilitätsgründen. Vielmehr geht es in der Grundlagenforschung wie bei Infrastrukturprojekten darum, neue Gebiete zu erschliessen. Und auch wenn Wissenschaftler viel mit intelligenten, kleinen Projekten erreichen können, sind manche Fragen nur durch Grossprojekte zu beantworten.

Grossmächte im All

Investitionen der Weltmächte in die Raumfahrt dienen natürlich nicht allein wissenschaftlichen Zwecken, sondern die entsprechenden Neuerungen sind immer auch für Militärs und Geostrategen interessant. Dies gilt insbesondere in den Bereichen Kommunikation, Navigation und Fernerkundung von Räumen oder Bodenschätzen. Schliesslich gehört der Weltraum neben Land, See, Luft und mittlerweile auch dem Cyberspace zu den Schauplätzen, auf denen geostrategische Konfrontationen entschieden werden. China intensiviert zurzeit seine eigenen Weltraumambitionen, da die Vereinigten Staaten dem Land keinerlei Beteiligung an der Internationalen Raumstation (ISS) zubilligen.

Keine Grossmacht kann es sich leisten, das Weltall als strategischen Raum zu vernachlässigen. Dabei verzeichnet das Budget der Nasa seit Beginn der 1990er Jahre einen mehr oder weniger stetig sinkenden Anteil am nationalen Haushalt der Vereinigten Staaten. Die US-Regierung investiert seitdem verstärkt und direkt in den militärischen Sektor und lässt mangels Konkurrenz nach dem Niedergang der Sowjetunion die prestigeträchtige zivile Raumfahrt kürzertreten. Deshalb setzt die Nasa derzeit auf publikumswirksame Erfolge und emotionale Öffentlichkeitsarbeit, um wieder mehr Enthusiasmus in der Bevölkerung zu entfachen.

Denn auch dies ist ein Nebennutzen der Raumfahrt, mit dem die kalten Krieger auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs vielleicht nicht gerechnet hatten: das Staunen über die unendlichen Dimensionen des Alls, die Begeisterung für das Menschenmögliche, die Demut vor seinen Grenzen.

Kommentar

Das Rätsel Bolt

Von Peter Hartmann — Weshalb starrt eine Milliarde gebannt auf einen Jamaikaner, der schneller rennt als je ein Mensch zuvor?

Vielleicht ist es die biologische Erinnerung, der tiefsitzende Instinkt aus der Frühzeit des Jagens und Sammelns, als der Homo sapiens ein Fluchttier war. Ständig in Alarmbereitschaft vor tödlichen Gefahren. Usain Bolt, 26, das schnellste menschliche Wesen der Gegenwart, ist eine Art Symbol des Überlebenskönnens. Ein Naturereignis, 1,96 Meter lang mit Schuhgrösse 48.

Bolt kennt seine Vergangenheit. In Falmouth, dem Hafen der Provinz Trelawny, legten im 18. Jahrhundert die Schiffe mit ihrer menschlichen Fracht aus Westafrika an, den begehrtesten Arbeitskräften der Landbesitzer. In dieser Gegend, aus der Bolt herkommt, begannen auch die Sklavenaufstände, die 1838 zur Befreiung führten. «Hier sind meine Wurzeln», sagt er, «wir sind die Schmerzenskinder unserer Geschichte.»

Er werde Jamaika nie verlassen, sagt er. Als Kind liebte er Cricket, stellte sich selber aber eher ungeschickt an. Die Lehrerin schickte ihn zum Lauftraining. Er war ein zappeliger Junge, heute würde man das Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom nennen, und musste seine Energie irgendwie loswerden, und der Vater, der den Dorfladen in Sherwood Content betreibt, zog ihm gelegentlich eins über mit dem Ledergürtel. Später tobte er sich beim Reggae aus auf Partys bis zum Morgengrauen. Seine clownesken



Ein Bein ist 1,5 Zentimeter kürzer: Sprinter Bolt.

Faxen vor dem Start sind vielleicht noch sublimierte Zeichen dieser inneren Unruhe. Das Explosive, das Animalische verbirgt sich unter seiner demonstrativ-phlegmatischen Oberfläche. Ein verspielter, täuschend verschlafener menschlicher Gepard, der seiner Beute sicher ist, wenn sich die Spannung entlädt in seinen magischen Galoppaden, 41 explodierenden Schritten von null bis hundert Meter. Sein Name ist sein Programm – Bolt bedeutet Blitz oder Pfeil, daher seine Bogenschützenpose. Das Image der unwiderstehlichen Bequemlichkeit ist nur Attitüde, denn Bolt trainiert abgeschottet von fremden Blicken, manchmal bis zum Erbrechen, wie ein britischer Dokumentarfilm zeigt. Ein fauler Champ braucht sich nicht auch noch zu dopen, das ist die Botschaft.

Jamaika, das karibische Klima, bringt die schnellsten Läufer der Welt hervor, aber rund eine Million Menschen emigrierte aus der tropischen Armut. Aus Jamaika stammen Ben Johnson, Donovan Bailey, Linford Christie. Don Quarrie, der geblieben ist, steht in Kingston manchmal vor seinem eigenen Denkmal. Ihr Übervater ist vergessen: Arthur Wint gewann 1948 in London den 400-Meter-Lauf.

Bolt lief schon mit 16 Fabelzeiten über 200 Meter und erhielt durch Vermittlung des damaligen Premierministers Patterson einen College-Studienplatz in Kingston, hatte aber ständig mit Verletzungen zu kämpfen, Folgen der Akzeleration und einer angeborenen Deformation der Wirbelsäule. Mit 18 suchte der fragile *wonderboy*, dessen rechtes Bein 1,5 Zentimeter kürzer ist als das linke, die Fittiche des Coachs Glen Mills, und unterschrieb bei Puma einen Vertrag als Berufssportler. So kam auch der Kontakt zu Dr. Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt zustande, dem Arzt von Bayern-München, der ihn im orthopädischen Gleichgewicht hält.

Die Raubtierschuhmarke läuft Adidas und Nike derzeit hinterher und zahlt Bolt inzwischen 9 Millionen Euro pro Jahr. 30 Millionen verdient er insgesamt aus Sponsoring, Werbung und Gagen, in seinem persönlichen Management beschäftigt er sechs Leute. Puma gehört zum Imperium des Milliardärs François Pinault. Der Schnellfüssige von der einstigen Sklaveninsel landet im Portefeuille eines Sammlers, der Warhol, Rothko und Hirst horret, der das Weingut Château Latour und die Luxuskonzerne Gucci und Yves Saint-Laurent besitzt und wie jeder auf dem Erdball während 9,63 Sekunden den Atem anhält, wenn Usain Bolt die Zeit besiegt.

Personenkontrolle

Müller, Darbellay, Imhof, Penher, Jordi, Aebischer, Tschäppät

Das ungeschriebene Buch «Philipp Müller und die Grenzen der Zuwanderung» wird immer länger. Im Jahr 2000 wollte er die Zuwanderung per Volksinitiative begrenzen. Neun Jahre später, als die Bevölkerung der Schweiz auf 7,6 Millionen gewachsen war, sagte er gegenüber der Zeitung *Sonntag*: «Die Grenze liegt für mich bei 8 Millionen.» Im Juni 2012, als die 8-Millionen-Grenze schon fast erreicht war, befragte die *Weltwoche* den FDP-Präsidenten zum Szenario einer 10-Millionen-Schweiz. Müllers Antwort: «Bei 10 Millionen wandere ich aus!» Am letzten Wochenende, die 8-Millionen-Schweiz war jetzt Tatsache, wollte der



Entwicklungsfähig: FDP-Präsident Müller.

Sonntag von Müller erneut wissen, wo für ihn die Schmerzgrenze liege. Antwort: «Es gibt keine konkrete Zahl, da es zuerst darauf ankommt, ob die Leute [...] integrierbar sind.» Die Meinung des FDP-Präsidenten, so viel steht fest, hält zuverlässig mit der Entwicklung Schritt. (*lsc*)

Christophe Darbellay, CVP-Präsident, hält es für vertretbar, wenn die Schweiz bis 2050 auf zwölf Millionen Einwohner wächst. Allerdings, so erklärte der Walliser der Zeitung *Sonntag*, müsse das Land dafür seine Hausaufgaben machen – etwa in der Raumplanung. Die Zersiedelung des Mittellandes gelte es, durch verdichtetes Bauen zu verhindern. In seinem Kanton sieht Darbellay keinen Handlungsbedarf: Die Walliser CVP wehrt sich vehement gegen das neue Raumplanungsgesetz, das die ausgreifende Einzonungspolitik des Bergkantons durchkreuzen würde. Ein Schuft, wer denkt, dass dies unter anderem mit der legendären Verfilzung von Walliser CVP und Bauwirtschaft zu tun hat. (*lsc*)

Verkehrte Welt in der Stadt Bern: FDP-Stadtrat **Mario Imhof**, gemäss Selbstbeschreibung «der grosse Autofahrer im Parlament», will den öffentlichen Verkehr in der Bundesstadt



Mehr Wallis: CVP-Präsident Darbellay.

so weit subventionieren, bis er nur noch halb so teuer ist. Das «Libero-Abo», das zur freien Fahrt mit den roten Trams und Bussen berechtigt, kostet heute 720 Franken. «Für 360 Franken pro Jahr steigt jeder auf den ÖV um», sagt Imhof. So viel grüne Rhetorik aus dem Mund eines Freisinnigen befremdet selbst die ÖV-Fans im Rat. «Wir haben bereits moderate Preise», liess sich **Stéphanie Penher** vom Grünen Bündnis im *Bund* zitieren. SP-Politiker **Stefan Jordi** sagte gar, der Vorschlag sei «nicht finanzierbar». Ist die Berner FDP unter dem Eindruck der rot-grünen Mehrheit schon so weit abgedriftet, dass sich diese um Staatskasse und Steuerzahler Sorgen machen müssen? Nicht ganz. «Zwei meiner zehn Fraktionskollegen haben unterschrieben», sagt Imhof. (*cal*)

Matthias Aebischer, früher «Tagesschau»-Sprecher, heute SP-Nationalrat (BE), ist neuer Präsident von Cinésuisse, dem Dachverband der Filmbranche. Seit 2005, hiess es im Communiqué kryptisch, sei das Präsidium «aus Gründen der Organisationsstruktur» verwaist gewesen. Der damalige Präsident **Alexander Tschäppät** (SP) war hauptberuflich Mitglied der Berner Stadtregierung, daneben auch noch Nationalrat und Präsident des KV Schweiz (Entschädigung: 100 000 Franken). Als Zweifel aufkamen, ob Tschäppät all diese Ämter ernsthaft ausfüllen könne, warf er den Bettel hin. Bei Cinésuisse hat man gemäss Geschäftsführerin **Salome Horber** seither «immer wieder mal darüber diskutiert, dass man einen neuen Präsidenten suchen sollte». So gross, dass man sie hätte füllen müssen, scheint die Lücke, die Tschäppät hinterlassen hat, nicht gewesen zu sein. (*cal*)



Keine grosse Lücke: SP-Politiker Aebischer.

Nachruf



Höchst sensibel: Starpianistin Ursuleasa.

Mihaela Ursuleasa (1978–2012) — Völlig überraschend starb am 2. August die junge Ausnahmekünstlerin, erst 33-jährig, an den Folgen einer Hirnblutung. Wie keiner Zweiten gelang es der Rumänin in ihrem viel zu kurzen Leben, sich vom virtuosen Wunderkind in eine gereifte Pianistin mit ungemein tiefem Deutungsvermögen zu verwandeln. Diesen Wandlungsprozess beförderte kein Geringerer als der Meisterdirigent Claudio Abbado, indem er der Zwölfjährigen 1990 ein akademisches Musikstudium in Wien verschaffte. «Das war ein absoluter Glücksfall – ich kriege immer Hühnerhaut, wenn ich davon erzähle.» Bei unserem Gespräch, das wir erst vor wenigen Wochen im Wiener Café «Bräunerhof» führten, deutete nichts auf ihren bevorstehenden Tod hin.

Zur akademischen Musikerin wurde der Spross einer Roma-Musikerfamilie trotz der intensiven Förderung nie. Sie sei nun mal keine Pragmatikerin, sondern jemand, der sich von der Musik emotional packen lasse, erklärte sie in ihrer impulsiven Art. Für den schnelllebigen Konzertbetrieb unserer Tage hatte die Clara-Haskil-Preisträgerin folgerichtig kaum etwas übrig: «Oft hat das alles gar nichts mehr mit Kunst zu tun.» Zähneknirschend unterzog sie sich dennoch der Unbill dieser Betriebslogik, denn um jeden Preis wollte sie ein Leben in und mit der Musik führen. Am nächsten von allen stand ihr Schumann – zu ihm verspürte sie geradezu eine «Seelenverwandtschaft». In ihrer Vorliebe für dieses filigrane Œuvre zeigte sich die andere, höchst sensible Seite ihres Wesens.

Fritz Trümpi

Schicksalsschlacht in Aleppo

Von Kurt Pelda und Pascal Mora (Bild) — Das syrische Regime will die Wirtschaftsmetropole im Norden des Landes um jeden Preis zurückerobern. Im entscheidenden Gefecht werden auch Rebellen zu Gewalttätern. Zahlreiche Opfer gibt es unter den Zivilisten. Ein Augenzeugenbericht.

Die Konditorei heisst Patisserie Boustani und liegt in der Altstadt von Aleppo, gleich um die Ecke beim eisernen Tor. Vor dem Geschäft stehen Gestelle, in denen Bleche mit süssem Brot auskühlen. Das Schaufenster ist mit frischem Feingebäck dekoriert. Noch herrscht in der Wirtschaftsmetropole Aleppo mit ihren schätzungsweise 2,5 Millionen Einwohnern kein Nahrungsmittelmangel. Aber die Preise steigen, nicht zuletzt weil der Treibstoff mit umgerechnet Fr. 4.40 pro Liter Benzin für viele unerschwinglich teuer geworden ist. Alle Tankstellen sind geschlossen. Benzin und Diesel sind nur noch auf dem Schwarzmarkt erhältlich.

Keine 200 Meter hinter der Patisserie Boustani befindet sich eine Strassensperre der Freien Syrischen Armee, eines losen Zusammenschlusses unzähliger bewaffneter Widerstandsgruppen. Ein orangefarbener Bus und ein Mülllastwagen versperren die Fahrbahn bis auf eine enge Lücke, die Zivilfahrzeuge passieren dürfen. Auf dem Trottoir haben die Rebellen eine Schutzwand aus Sandsäcken aufgebaut. Auf einem Tisch davor ist ein Maschinengewehr aufgestellt, die Mündung drohend durch einen Spalt auf das Niemandsland gerichtet. Wer durch das Loch späht, kann die rot-weiss-schwarze Fahne der Regierungstruppen erkennen, die unweit der Strassensperre über einem Haus weht.

«I'm gonna fucking kill him»

Neben dem Sandsackwall steht ein Rebell. In der rechten Hand hält er eine Pistole, mit der er lässig Autos durchwinkt. Gerade fährt ein Pick-up vorbei, mit Eltern, Kindern, Matratzen und Hausrat. Es sind Flüchtlinge. Die Truppen von Präsident Baschar al-Assad seien in der Altstadt und dem angrenzenden Stadtzentrum eingeschlossen, erklärt Anwar, der Kommandant des Kontrollpostens. Dann kommt ein weiterer Pick-up mit Kämpfern herangerast. «Weg mit der Kamera!», schreien die Rebellen und zerren drei Männer in Zivil von der Ladefläche. Die Augen der Gefangenen sind mit Tüchern verbunden, die Arme auf dem Rücken zusammengeschnürt. Den Männern steht panische Angst ins Gesicht geschrieben. «Schabiha!», johlen die Rebellen und meinen damit Assads berüchtigte Milizionäre, die für unzählige Gewaltakte an der Zivilbevölkerung bekannt sind. Diesmal aber sind die Revolutionäre die Gewalttäter. Sie schlagen die Männer, es setzt Fusstritte. Blut

läuft über die Gesichter, die Kleider sind mit roten Flecken übersät. Ein Rebell setzt den Lauf seiner Kalaschnikow an die Schläfe des vordersten Gefangenen. Dann werden die Männer in einen Hauseingang gestossen.

Ich versuche, Anwar zuzureden: «Wollt ihr werden wie die Schabiha?», frage ich mit Hilfe meines Übersetzers. Immerhin erbarmt sich einer der Herumstehenden und bringt den Kriegsgefangenen eine Karaffe mit Wasser. Ein Kämpfer mit einer Brille und einem weissen Trägershirt sagt: «Wir haben diese Kerle eben erst in einem Gefecht geschnappt. Einer wollte mich töten.» Dabei zeigt er auf seine Schrotflinte und schreit: «I'm gonna fucking kill him.»

Die brutale Behandlung ist keine Ausnahme. Verschiedentlich habe ich gesehen, wie als Schabiha verdächtige Gefangene geschlagen oder in winzige Arrestzellen gepfercht wurden. Zaino Berri, ein besonders berüchtigter Schabiha-Chef, wurde am letzten Dienstag kurz nach seiner Gefangennahme und zusammen mit vier weiteren Anführern in einem Schulhof über den Haufen geschossen. Weil ich gerade in der Nähe unterwegs war, konnte ich die Schüsse gut hören.

Der Armee geht der Sprit aus

Ein grosser Teil der Altstadt befindet sich inzwischen in der Hand der Rebellen. Die meisten Kämpfer stammen aus der ländlichen Um-



Keiner gewinnt, keiner verliert: Mütter und Kinder auf der Flucht nach einem Raketenangriff.

gebung und kennen sich in der Stadt kaum aus. Anwohner helfen ihnen, sich in dem Gassengewirr zurechtzufinden. Wer eine falsche Abzweigung nimmt, gerät leicht und ohne es rechtzeitig zu erkennen, ins Schussfeld der Armee. Ein Zivilist nähert sich einer Gruppe Revolutionäre und bietet ihnen sein Haus an. Von dort seien die Regierungsstellungen leicht unter Feuer zu nehmen. Oben auf einem Felsen liegt die imposante Zitadelle, Aleppos Wahrzeichen, Weltkulturerbe und eine der ältesten Befestigungsanlagen überhaupt. Was für die Rebellen jetzt allerdings wichtiger ist: Die weitläufige Bastion liegt am höchsten Punkt der Stadt. Sie wird immer noch von Soldaten gehalten. Angeblich sind auch Scharfschützen im uralten Gemäuer postiert.

Die Freie Syrische Armee beherrscht inzwischen einen Sichelbogen, der vom Nordosten über den Süden bis in den Südwesten von Aleppo reicht. Das Stadtzentrum, der Nordwesten und der im Südosten gelegene internationale Flughafen werden dagegen von der Armee kontrolliert. Vergeblich haben Assads Streitkräfte versucht, auf der von Damaskus

herführenden Strasse tief in die südwestlichen Viertel vorzudringen. Sie konnten sich zwar im Quartier Salahaddin festsetzen, waren aber trotz ihrer haushoch überlegenen Bewaffnung nicht in der Lage, die Rebellen aus den engen Gassen des Viertels zu vertreiben.

Aleppo ist für Assad überlebenswichtig. Gelingt es ihm nicht, die Revolutionäre hier entscheidend zu schlagen, dann wird ihm selbst im Regierungslager niemand mehr abneh-

Wer eine falsche Abzweigung nimmt, gerät leicht ins Schussfeld der Armee.

men, dass dieser Krieg noch zu gewinnen sei. In der «Mutter aller Schlachten» will Assad die Stadt deshalb zurückgewinnen. Doch weit sind seine Soldaten bisher nicht gekommen. Offenbar drohen der Regierung die Devisen auszugehen. Deshalb musste Damaskus in Moskau mit der Bitte um Kredite sowie Benzin- und Diesellieferungen vorstellig werden. Die westlichen Wirtschaftssanktionen begin-

nen zu greifen. Bis zu 20 000 Soldaten soll die Armee inzwischen um Aleppo zusammengezogen haben. Wie viele Rebellen sich in der Stadt verschanzt haben, ist unklar. Es dürften aber einige tausend sein, und täglich werden es mehr. Vor allem über die östlichen Zufahrtswege bringt der Widerstand nachts Verstärkung und Nachschub in die Stadt.

Schweizer Handgranaten im Einsatz

Bilder der Zerstörung bietet das am heftigsten umkämpfte Viertel Salahaddin im Südwesten. Ein Helikopter hat eine Bombe auf eine weitläufige Koranschule abgeworfen, und in der grünen Kuppel der Moschee von schräg gegenüber klafft das Loch einer Panzergranate. Häuser sind teilweise eingestürzt, überall liegen Trümmer in den Strassen. Aus geplatzen Leitungen sprudelt Wasser heraus. Einige wenige Zivilisten hasten mit Einkäufen durch die Gassen. Der grösste Teil der Bevölkerung hat wegen des anhaltenden Artilleriebeschusses das Weite gesucht.

Einige der Kämpfer tragen graugrüne Handgranaten mit gelber Aufschrift am Koppel. Sie sind unschwer als Produkte der Schweizer Waffenschmiede Ruag zu erkennen. Ein Mann, ganz in Zivilkleidern, hat sich gleich zwei HG 85 links und rechts in die Hosentaschen gesteckt.

An einer kleinen Kreuzung zwischen mehrstöckigen Wohnhäusern verläuft die Front. Um ihren Strassenzug gegen Sicht zu schützen, haben die Revolutionäre einen riesigen Vorhang quer über die Gasse gehängt. Ein weisser Pick-up der Freischärler biegt an der Kreuzung ab, Grund genug für die nur wenige Dutzend Meter dahinter verschanzten Regierungssoldaten, mit einem wilden Stakkato aus automatischen Waffen zu antworten. Dann folgt eine Explosion – eine Panzerabwehrrakete hat ein Loch in den Vorhang gerissen. Die Rebellen schießen mit Maschinengewehren zurück. Staub und Pulverdampf liegen in der Luft. Kurz nacheinander werfen zwei Kämpfer Ruag-Handgranaten über den Vorhang. Dumpfe Detonationen folgen. So geht das Scharmützel hin und her, keiner gewinnt, keiner verliert.

Am Abend weiter östlich im Schaar-Viertel: Ein Kampfflugzeug feuert wahllos Raketen in ein Wohnviertel. Die Leute haben das Ramadan-Fasten nach Sonnenuntergang bereits unterbrochen und sitzen auf der Strasse, um die Kühle der Nacht zu geniessen. Zwei Wohnhäuser werden getroffen. Frische Blutlachen glitzern auf dem Trottoir im Licht von Taschenlampen. Im nahe gelegenen Spital werden Verwundete eingeliefert, alles Zivilisten. Weil es zu wenig Platz hat, werden die Verletzten auch auf den Boden gelegt. Überall ist Blut. Ein Mann mit nacktem Oberkörper irrt durch die Gänge. Er weint und klagt: «Meine Mutter und meine Schwester, sie sind beide tot.» ○



«Umfairteilung»

Von Henryk M. Broder — Die Idee, den Reichen Geld wegzunehmen, macht Furore.



Wenn Robin Hood noch leben würde, könnten wir ihn jeden Tag im Fernsehen sehen, in den Nachrichten, in einer Talkshow oder bei einer Demo, deren Teilnehmer eine «Umfairteilung» der Vermögen fordern, um mehr «soziale Gerechtigkeit» herzustellen und die Staatsschulden von derzeit zwei Billionen Euro – eine Zwei mit zwölf Nullen – auszugleichen. Die Robin-Hood-Idee, dass man den Reichen das Geld wegnehmen müsse, um es den Armen zu geben, findet in der Bundesrepublik immer mehr Anhänger. Es ist eine sehr einfache Idee, die auch jenen einleuchtet, die von der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals und vom tendenziellen Fall der Profitrate noch nichts gehört haben.

Der Robin Hood unserer Tage heisst Frank Bsirske und ist Vorsitzender der Gewerkschaft «ver.di» im Deutschen Gewerkschaftsbund. «ver.di» steht für Vereinigte Dienstleistungsgewerkschaft, hiess früher ÖTV (Öffentliche Dienste, Transport, Verkehr). Die Umbenennung diente der Imageverbesserung. Tatsächlich klingt «ver.di» feiner als ÖTV, nach Flötenspiel statt Trommellärm. Aber das ist Camouflage. Bsirske mag es laut. «Die Zeit ist reif für eine Umverteilung!», sagte er, solange Deutschland «ein Steuerparadies für Vermögende, Erben und Spekulanten» sei, seien «der Sozialstaat und seine Handlungsfähigkeit» bedroht.

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, rief er zu einer Demo auf, an der etwa zwei Dutzend Aktivisten und ebenso viele Journalisten teilnahmen. So war am Abend die «Kundgebung» in allen Nachrichtensendungen zu sehen, in den «Tagesthemen» der ARD sogar an erster Stelle. Dabei kam eine junge Frau zu Wort, die bei Attac Deutschland für das Ökonomische zuständig ist. Sie sagte: «Die reichsten 70 000 Menschen in der Bundesrepublik, also weniger als ein Prozent, die besitzen rund zwei Billionen Euro, das sind zweitausend Milliarden, und das entspricht interessanterweise oder übertrifft sogar noch die gesammelten Schulden von Bund, Ländern und Gemeinden.»

70 000 Menschen sind nicht weniger als ein Prozent, sondern weniger als ein Promille der Bevölkerung. Aber das muss jemand, der in Billionen rechnet, nicht wissen. Jetzt muss nur noch «umfairteilt» werden.

Notenbanken im Wunderland

Von Kurt Schiltknecht — Dollar, Pfund und Euro liefern sich einen Abwertungswettbewerb. Darunter leiden exportfreudige Staaten mit einer soliden Geldpolitik wie die Schweiz.

Der vor einigen Jahren verstorbene Nobelpreisträger Milton Friedman hat die Meinung vertreten, dass Länder wie die USA, die einen relativ geringen Exportanteil aufweisen, dem Wechselkurs in der Geldpolitik keine Beachtung schenken sollten. Stattdessen empfahl er ihnen, sich auf die Kontrolle des Geldmengenwachstums zu konzentrieren.

Zum Leidwesen der Staaten mit einer starken Währung und einem grossen Exportanteil, wie etwa der Schweiz, war deshalb der Wechselkurs des Dollars für die amerikanischen Währungshüter nie ein Thema. Aber auch dem Geldmengenwachstum schenkte man in den USA, abgesehen von der Ära Paul Volcker, nie grosse Beachtung. Eine Abwertung des Dollars wurde eher begrüsst, da ein schwacher Dollar der Exportindustrie helfen und das Wirtschaftswachstum ankurbeln würde.

Inzwischen ist fast allen klar, dass die durch expansive Geldpolitik ausgelöste Abwertung weder das Wirtschaftswachstum noch die Exporte belebte. Die einzigen sichtbaren Folgen waren hohe Inflationsraten und ein anhaltender Wertverlust des Dollars, der seit dem Übergang zu flexiblen Wechselkursen gegenüber dem Schweizer Franken rund 80 Prozent verlor. Nicht besser erging es dem englischen Pfund. Der Exportsektor der beiden Länder konnte von der horrenden Abwertung nicht profitieren. Trotz dieser Erfahrungen versuchen die amerikanische Notenbank und die Bank of England, mit einer exzessiven Ausweitung der Notenbankgeldmenge ein nachhaltiges Wachstum auszulösen. Als die amerikanische Notenbank als Reaktion auf die jüngste Rezession ihre Wirtschaft mit der Brechstange zum Wachsen bringen wollte und die Geldschleusen öffnete, sank der Dollar Kurs vor knapp einem Jahr unter 80 Rappen.

Dass sich seither der Dollar und das Pfund gegenüber dem Schweizer Franken wieder etwas aufgewertet haben, ist nicht auf einen Gesinnungswandel bei den Notenbanken zurückzuführen. Die Aufwertung hat vielmehr damit zu tun, dass nun auch die Europäische Zentralbank in das Fahrwasser der anderen beiden eingeschwenkt ist und das Bankensystem mit Geld flutet. Dass ein solcher Paradigmenwechsel zu einer Abwertung des Euro gegenüber den anderen Währungen führt, überrascht nicht. Weil die Schweizerische

Nationalbank gegenüber dem Euro schon vorher eine untere Wechselkursgrenze festgelegt hatte, war eine Aufwertung des Dollars und des Pfund gegenüber dem Schweizer Franken die logische Konsequenz der Euro-Schwäche.

Verschieben und hoffen

Bisher liegt die von den drei Notenbanken geschaffene Liquidität weitgehend ungenutzt bei den Banken, und die Störungen im internationalen Währungssystem halten sich in Grenzen. Allerdings leiden vor allem Länder mit einer vernünftigen Wirtschaftspolitik unter unerwünschten Kapitalzuflüssen aus den drei Währungsräumen. So wie die Schweiz versuchen auch andere Staaten, sich mit geldpolitischen oder administrativen Massnahmen gegen den damit verbundenen Aufwertungsdruck zu schützen.

Die Probleme auf den Finanzmärkten könnten sich jederzeit noch verschärfen, etwa durch eine Eskalation der Schuldenkrise, eine Umschichtung der chinesischen Devisenreserven oder durch ein Aufkommen inflationärer Tendenzen. Kritisch wird es, wenn die Liquidität aus den Banken auf die Finanzmärkte und in die Wirtschaft zu fließen beginnt. Spätestens dann müssen die drei Notenbanken die exzessive Liquidität abschöpfen. Man muss allerdings ein Optimist sein, um zu glauben, dass die in der Vergangenheit aufgekauften Staats- und Ramschpapiere ohne Störung der Finanzmärkte wieder verkauft werden können. Wird die Liquidität zu zögerlich abgebaut – und davon muss ausgegangen werden –, wird die Volatilität auf den Finanzmärkten weiter steigen und der Wertverlust des Dollars und des Pfunds wird in alter Frische seinen Fortgang nehmen.

Mit dem fast unbeschränkten Aufkauf von Staatspapieren versuchen die Banken, die Lösung der Schulden- und Bankenprobleme auf morgen zu verschieben, und hoffen darauf, dass irgendwann ein ökonomisches Wunder passiert. Eine längerfristig konzipierte Geldpolitik scheint nicht mehr zum Repertoire der Notenbanken zu gehören.

Man weiss zwar, dass in der Vergangenheit alle Versuche, Schulden- und Bankenprobleme mit der Notenpresse zu lösen, nur in Inflation gemündet haben. Auf die Antwort der Notenbanken, weshalb es diesmal anders sein soll, wird man noch lange warten müssen.



Erfolgsgeschichte ohne Gleichen

Von Hansrudolf Kamer — Das Produktionswunder im Zweiten Weltkrieg befreite Amerika aus der Wirtschaftsdepression. Präsident Roosevelt spannte dafür den verteuerten Privatsektor ein.



Ein Jahr vor dem Kriegsende produzierte Amerika 100 000 Flugzeuge. Hitler-Deutschland, in der Weltrangliste an zweiter Stelle, brachte es 1944 auf 8500. Dieser Unterschied war kriegsentscheidend. Als

sich Churchill, Roosevelt und Stalin 1943 zum ersten Mal in Teheran trafen, gab der Sowjetführer einen Trinkspruch aus: «Auf die amerikanische Produktion! Ohne sie wäre dieser Krieg verlorengegangen.» Dass der Führer der Weltrevolution dem amerikanischen Kapitalismus die Reverenz erwies, war bemerkenswert.

Noch bemerkenswerter war allerdings, dass Amerika unter allen grossen kriegführenden Nationen den geringsten Anteil seiner männlichen Bevölkerung in die Streitkräfte einzog, mehr Frauen «zu Hause» blieben und es «nur» 47 Prozent seiner gesamten Wirtschaftsleistung für den Krieg einsetzte – deutlich weniger als Grossbritannien, Deutschland oder die Sowjetunion. Das amerikanische Festland war kein Kriegsschauplatz – das ist nur ein Teil der Erklärung. Denn der Zweifrontenkrieg in Europa und Asien beanspruchte enorme Ressourcen.

Stalin war natürlich der zentralen Frage nach dem «Wie» ausgewichen. So wie der heutige Bürgermeister von Chicago, Rahm Emanuel, gegenüber Obama hatte die amerikanische Linke, Harold Ickes, Eleanor Roosevelt, Henry Wallace, Harry Hopkins, die New Dealer im Allgemeinen, FDR eingeschärft, man müsse Krise und Krieg dazu benutzen, um zu zeigen, dass Sozialismus funktionieren könne.

«Kaufleute des Todes»

Die europäische Schuldenkrise und die amerikanische Stagnation haben eine intensivere Beschäftigung mit der Geschichte der Grossen Depression der dreissiger Jahre angestoßen. Ein soeben erschienen Buch des Historikers Arthur Herman über die amerikanische Kriegswirtschaft beleuchtet die Zusammenhänge.

Noch im Jahr 1940 betrug die Arbeitslosigkeit in Amerika mehr als 16 Prozent. Das Durchschnittseinkommen pro Kopf der Bevölkerung belief sich auf zwei Drittel des Wertes von vor dem Crash 1929. Präsident Roosevelts New Deal

hatte Linderung gebracht, die Nation aber nicht aus der Baisse herausgeführt.

In nur zwei Jahren stellte Amerika grosse Teile seiner Industrie auf eine moderne Rüstungsproduktion um, ohne die übrige Wirtschaft abzuwürgen. Das war eine imposante Leistung, vor allem mit Blick auf die Ausgangssituation.

Amerika war für den Krieg nicht gerüstet. Im Ersten Weltkrieg war die Rüstungsindustrie zu spät auf Touren gekommen. Amerikaner kämpften in Europa mit britischen und französischen Waffen. Nach dem Sieg über Hoover 1932 unterstützte Roosevelt Untersuchungen des Kongresses über das Verhalten der Waffenindustrie im Krieg. Das sogenannte Nye-Komitee brandmarkte Unternehmen wie DuPont, General Electric, General Motors, Boeing und andere als «Kaufleute des Todes».

Zu einer Verstaatlichung der Rüstungsindustrie, wie es das Nye-Komitee vorschlug, kam es zwar nicht. Doch die kritisierten Unternehmen reduzierten ihre Rüstungszweige stark. Im Zeichen der Depression schrumpfte auch das Verteidigungsbudget. Die amerikanischen Streitkräfte waren 1918 die viertstärksten der Welt. 1939 waren sie auf Rang 18 abgerutscht.

Der Krieg veränderte alles. Roosevelt war nicht auf den Rat der Linken eingegangen. Er holte sich Hilfe aus der Privatindustrie. Henry

Knudsen, ein mittellose dänischer Einwanderer, der es dann in der Autoindustrie zu Spitzenpositionen gebracht hatte, wurde an die zentrale Schaltstelle berufen. Sein Credo lautete: «Zentralisierung heisst Dirigismus und Bevormundung, Dezentralisierung heisst freies Unternehmertum.»

Knudsen verstand sein Metier wie kein Zweiter. Er organisierte dieses freie Unternehmertum für die Kriegsproduktion. Der Staat war dazu nicht fähig. Produktionsprozesse in den Staatsbetrieben waren archaisch. Die Army war in starrem Bürokratismus gefangen. Sie verlangte Knöpfe für Uniformen, die aus Horn oder Elfenbein bestanden. Dass eine Firma in Rochester gute Knöpfe aus Plastik herstellte, schnell und in grossen Mengen, interessierte sie nicht.

George Patton, der eigenwillige Panzer-General, beschaffte sich Schrauben und Muttern für seine Kampfmaschinen aus dem Sears-Roebuck-Katalog und bezahlte sie aus eigener Tasche. Kein Wunder, dass Roosevelt die Nachricht vom deutschen Überfall auf Polen mit dem Seufzer quittierte: «God help us all!»

Der Schlüssel zum Erfolg war schnelle Modernisierung: Knudsens Überzeugung war, dass auch die Rüstungsindustrie nur mit Massenproduktion – Werkzeugmaschinen und gesteuerten Produktionsabläufen – das Notwendige rechtzeitig herstellen und abliefern könne. Wie er das in die Wege leitete, ist eine Erfolgsgeschichte ohne Gleichen – und typisch amerikanisch.

Arthur Herman: *Freedom's Forge: How American Business Produced Victory in World War II*, Random House, New York



Gute Knöpfe aus Plastik: Präsident Roosevelt, 1943.

Judas, Brutus und Widmer-Schlumpf

Von Christoph Mörgeli

Leider gibt's in der Bundesverfassung keinen Artikel, der den Bürgern garantiert, am Nationalfeiertag von bundespräsidialen Reden verschont zu bleiben. Und so belehren, warnen, tadeln die jeweiligen Amtsträger mit gestelzt-staatstragenden Sätzen ihre unbescholtenen Mitmenschen, die in der Regel weniger auf dem Kerbholz haben als sie selber. Ein Glück nur, dass kaum jemandinhört. Wer es diesen 1. August 2012 dennoch tat, konnte sich nur schämen ob der Unverschämtheit unserer gegenwärtigen Bundespräsidentin.

Eveline Widmer-Schlumpf stellte sich vor die Staatskamera und sprach: «Besonders wichtig wird sein, dass wir uns nicht gegenseitig in den Rücken fallen.» Der Atem bleibt einem stehen. Da verbietet uns eine Frau das In-den-Rücken-Fallen, deren Politikarriere beinahe nur aus In-den-Rücken-Fallen besteht. Widmer-Schlumpf ist 2001 als Bündner Regierungspräsidentin ihrem «Kollegen» Peter Aliesch in den Rücken gefallen. Im Dezember 2007 ist sie Parteipräsident Ueli Maurer, Bundesrat Christoph Blocher und den einstimmigen Delegierten ihrer damaligen SVP in den Rücken gefallen. Im Justiz- und dann im Finanzdepartement ist die Felsbergerin seit 2008 ungezählten Chefbeamten in den Rücken gefallen. Und mit der kürzlich von ihr unterstützten Datenherausgabe an die USA ist sie ein paar tausend Bankangestellten in den Rücken gefallen. Aber wehe – so ihre 1.-August-Drohung –, wenn es jemandem einfallen sollte, Widmer-Schlumpf höchstselbst in den Rücken zu fallen.

Weiter sprach sie: «Wir müssen mithelfen, die Dämme bei uns und in Europa zu befestigen.» So weit Widmer-Schlumpf, in deren Amtszeit fast sämtliche Dämme der Asylgesuche und des Bankkundengeheimnisses gebrochen sind. Weshalb der Schweizer Finanzplatz verzweifelt lebensgefährlich unter Wasser steht. Weshalb niemand weiss, welche weitere Dämme sie mit den USA in die Luft sprengt. Weshalb der ihr unterstellte Chef der Finanzmarktaufsicht sagt: «Unsere Aufgabe ist es nicht, die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Finanzbranche zu fördern.»

Noch hat die Bundespräsidentin ihren *Sonntagsblick*, der eine Umfrage zur Bekanntheit flugs in eine Umfrage zur Beliebtheit verfälschte («Widmer-Schlumpf beliebt wie die Queen»). Judas und Brutus sind auch bekannt geworden. Fraglich bleibt nur, ob sie wirklich beliebt sind.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Selbstmord mit Ansage

Von Peter Bodenmann — Die parastaatlichen Stromkonzerne verlieren Geld ohne Ende – die Schweizer Medien schauen weg.



Feldherr auf verlorenem Posten: Bundesrat Didier Burkhalter.

Die parastaatliche SRG beschäftigt 6000 Medienschaffende samt Bodenpersonal. Trotzdem konsumieren immer weniger Leute die Produkte von de Weck und Matter. Niemand stört sich am schleichenden Niedergang der SRG. Schon gar nicht die Konkurrenz. Dabei lägen gute Themen auf der Strasse: So sausen die Vermögenswerte der parastaatlichen Schweizer Stromkonzerne samt Aktienkursen in den Keller.

Fehler 1 — Axpo, Alpiq, BKW und Co haben im Ausland Milliarden mit Kohle- und Gaskraftprojekten verloren. Sie wollten in Ländern wie Italien und Rumänien mit Strom Kohle machen.

Fehler 2 — Die Schweizer Strombarone investieren zu viel in zu teure Pumpspeicherwerke. Sie glauben, der Wert von Spitzenenergie werde immer weiter steigen. Der Wert aber sinkt über das Jahr gesehen, weil Sonnenenergie im Sommer und Windenergie im Winter immer mehr Spitzen brechen.

Fehler 3 — Noch immer hoffen viele Schweizer Atombarone auf die Wiederauferstehung der Atomenergie. Und lassen deshalb alternative Energien weiter links liegen. Im Vergleich zu Deutschland sehen wir uralt aus.

Fehler 4 — Die Stromkonzerne investieren über die von ihnen kontrollierte Swissgrid in ein Stromnetz der letzten Generation.

Niemand weiss besser als Christoph Blocher, wie unfähig unsere Strommanager sind. Die

Ems-Chemie verkaufte der Axpo ihre haus-eigene Energiezentrale. Die Axpo musste in Ems, weil die Grosssägerei pleiteging, 112 Millionen Franken abschreiben.

Ausgerechnet diese Hudel-Branche will ein neues bilaterales Abkommen, um – dank Veredelung von Strom – in Europa ungehindert noch mehr Geld verlieren zu können.

Blocher hat sich das denkbar einfachste Opfer ausgesucht. Und der Bundesrat ist bereit, in diese absehbare politische Niederlage hineinzulaufen – mit Didier Burkhalter als blassem Feldherrn auf bereits verlorenem Posten.

Dieser politische Selbstmord mit Ansage ist nur möglich, weil erstens die SRG nicht funktioniert. Und auch die privaten Medien nichts gegen ihre Grossinserenten Axpo, Alpiq, BKW und Co schreiben dürfen.

Und weil zweitens Linke und Grüne keine Perspektive für eine weitgehend autonome, dezentrale und hochrentable Versorgung der Schweiz mit Strom aus Wasserkraft und alternativen Energien entwickelt haben.

Gescheiter würden Freisinn und Linke europäische Lebensmittelpreise für kleine und mittlere Einkommen fordern und fördern. Dank einem Freihandelsabkommen. Und dieses zur Abstimmung bringen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Absturz der Mutter

Von Kurt W. Zimmermann — Der Niedergang von CNN ist ein eingängiges Beispiel für den Wandel des Medienkonsums.

Piers Morgan ist der ärgste Flop unter all den anderen Flops. Morgan, der frühere Chefredaktor des *Daily Mirror*, sollte mit britischer Brillanz hohe Quoten am Hauptabend bringen. Darum machte ihn CNN vor anderthalb Jahren zum Nachfolger der Talk-Legende Larry King.

Inzwischen kann Morgan schon froh sein, wenn er mit seiner Show zur Prime Time 300 000 US-Zuschauer erreicht. Er ist damit zur Symbolfigur des dramatischen Absturzes von CNN geworden.

CNN, die Mutter aller News-Channels, registriert 2012 die schlechtesten Einschaltquoten seit 21 Jahren. Im Vergleich zum Vorjahr verlor man erneut weit über dreissig Prozent. Der bisher schlimmste Tag war der 31. Juli dieses Jahres. An diesem Tag schalteten in den USA gerade noch 252 000 TV-Zuschauer den Nachrichtenkanal ein.

Eine durchschnittliche Reichweite von 252 000 Zuschauern am Tag ist für das TV-Land Amerika ein geradezu unterirdisches Rating. Noch übler ist der Verlust von CNN in der Kernzielgruppe der 25- bis 54-Jährigen. Hier erreicht CNN an manchen Tagen im Schnitt nur noch ein Publikum von 70 000 Köpfen.

Der Niedergang von CNN ist interessant, weil er zwei Veränderungen in der Mediennutzung des letzten Jahrzehnts erhellt. Die Bezugskanäle von News haben sich verändert. Und die Erwartungshaltung an News hat sich verändert.

Als Ted Turner 1980 in Atlanta CNN gründete, war es der erste TV-Nachrichtenkanal weltweit. Der grosse Durchbruch kam Anfang 1991 während des Golfkriegs. Die zwei CNN-Reporter Bernard Shaw und Peter Arnett berichteten aus dem Hotel «Al-Raschid» in Bagdad als Erste live über die amerikanischen Missiles. Shaw sagte den famosen Satz ins Mikrophon, der Journalistengeschichte schrieb: «The skies over Baghdad have been illuminated.»

Innert weniger Tage schalteten die Kabelbetreiber in der Schweiz den vormals wenig bekannten CNN-Kanal auf. Hunderte reiner News-Kanäle folgten nun weltweit, von BBC World News über Fox News, NTV, N24, Euronews, Al-Dschasira, TVE, News Asia, France 24 und Sky News bis hin zu SF Info aus der Schweiz.

In den neunziger Jahren war CNN so etwas wie Internet am Fernsehen. Man schaltete ein, wann immer man wollte, und man war nach einer halben Stunde über die weltweiten Aktualitäten informiert. Dann aber kam das richtige Internet. Es kamen die grossen News-



Symbol des Absturzes: CNN-Talker Morgan.

Portale, und sie boten zunehmend auch Videos an. Mit CNN ging es abwärts. Nur noch bei Grossereignissen wie zuletzt dem Tsunami in Japan sprangen die Quoten spürbar nach oben.

Zugleich veränderte sich der TV-Journalismus. CNN pflegte stets einen betont nüchternen und neutralen Stil, der sich um Objektivität bemühte. Das kam bei den Zuschauern in den USA immer weniger an. Mit der Polarisierung der Politik stieg auch das Bedürfnis nach Polarisierung am Bildschirm. Am meisten profitierte Konkurrent Fox News von diesem Trend. Der Nachrichtensender von Rupert Murdoch ging auf einen harten, rechtsbürgerlichen Kurs. Heute hat Fox News sechs- bis siebenmal höhere Reichweiten als CNN.

Noch verdient CNN anständig Geld. Profitabel sind vor allem die Ableger in Lateinamerika, Indien und Asien. Hier ist CNN noch eine glaubwürdige Marke, weil viele einheimische News-Kanäle beim Publikum im Verdacht stehen, von Regierungen und Interessen gesteuert zu sein. Auch während des arabischen Frühlings hatte CNN oft mehr Resonanz als der regionale Konkurrent Al-Dschasira, der eine klar islamistische Agenda führt.

In der Schweiz hingegen ist die Mutter aller News-Channels, wie in den USA, am unteren Ende angekommen. Der Marktanteil von CNN im ersten Halbjahr 2012 lag unter 0,1 Prozent. Im TV ist das null.

60 Millionen für deutsches Bahnprojekt

Von Alex Reichmuth

Der Staatsvertrag zur Lösung des Fluglärmstreits, den Bundesrätin Doris Leuthard jüngst mit Deutschland ausgehandelt hat, ist für die Schweiz ziemlich ungünstig. Insbesondere sind Anflüge auf den Flughafen Zürich künftig nur noch bis 18 Uhr über deutsches Gebiet möglich. Ernst Stocker (SVP), Volkswirtschaftsdirektor des Kantons Zürich, hätte sich gewünscht, dass die Schweiz das Flughafendossier mit anderen Dossiers verknüpft, wie er gegenüber dem *Tages-Anzeiger* sagte. Als Beispiel nannte Stocker den Ausbau von Bahnstrecken und fügte an: «Für die Elektrifizierung Richtung München hat der Bund den Deutschen bereits Beiträge zugesichert.»



Tatsächlich haben offenbar nicht nur Staaten wie Haiti, Niger, Sri Lanka oder Bolivien Entwicklungshilfe aus der Schweiz nötig, sondern auch mächtige Nachbarländer. Im Rahmen des Beitrages an die Anschlüsse der Schweiz ans europäische Eisenbahn-Hochleistungsnetz (HGV) gewährt der Bund Deutschland für die Elektrifizierung des Abschnitts Lindau–Geltendorf (Strecke Bodensee–München) eine Vorfinanzierung von 50 Millionen Euro, umgerechnet also 60 Millionen Franken. Dieses Geld muss von der Deutschen Bahn bis spätestens 2025 zurückbezahlt werden. Das Darlehen geht auf ein bilaterales Abkommen von 1996 zurück. Der Streckenausbau soll 2013 in Angriff genommen werden. Neben Deutschland muss die Schweiz bezüglich Bahnprojekten auch Frankreich finanziell unter die Arme greifen. So hat unser Land unter anderem bereits 100 Millionen Franken an den Bau der TGV-Schnellstrecke Rhein–Rhône bezahlt, der die Fahrt nach Paris um eine halbe Stunde verkürzt hat – hier sogar à fonds perdu.

Laut Lesart des Bundes sollen solche Beiträge mit helfen, schnelle Zugverbindungen in grosse Städte des benachbarten Auslands zu schaffen – als Alternative zu Kurzstreckenflügen. So gesehen macht es durchaus Sinn, dass die Schweiz die finanzielle Unterstützung an die Deutsche Bahn nicht längst gestrichen hat, wie Ernst Stocker vorschlug: denn irgendwie muss man als Schweizer ja nach München, Stuttgart oder Paris kommen, wenn das Fliegen angesichts deutscher Unnachgiebigkeit zunehmend unmöglich wird.

Leserbriefe

«Eine eigene Meinung bilden»

Walter Flück



«Fasziniert»: Zur Lage der Nation.

Den Horizont erweitern

Nr. 30/31 – Titelbild von Hans Erni

Der Titel hat mich fasziniert. Als zwanzigjähriger Sympathisant der Linken habe ich 1956 zufälligerweise erfahren, wie der Kommunist Erni sich vom Kommunismus distanzierte. Seiner überzeugenden Begründung verdanke ich es, dass ich mehr lese, um mir meine eigene Meinung zu bilden. Heute ist es für unser Land entscheidend, zu differenzieren zwischen Kommunismus und Sozialdemokratie. Die EU ist längst auf dem Weg von einer Demokratie zu einer Diktatur. Die Geschichte vom geächteten «Landesverräter», wonach die nach Ernis Gestaltung bereits gedruckten Noten wieder vernichtet wurden, und weitere Vorkommnisse in dieser *Weltwoche* dürften vielen Lesern den Horizont erweitern.

Walter Flück, Unterstammheim

Schlechter erprobt

Nr. 30/31 – «Bleibt die Schweiz? Vielleicht nicht»; Interview mit Thomas Maissen

Der Historiker Thomas Maissen glaubt, die Schweiz solle der EU beitreten, um in einem europäischen Friedensprojekt unterzugehen. Er gibt sich beeindruckt von der sechzigjährigen Friedensperiode in Europa. Dies ist eine reichlich abstruse Begründung, wenn man bedenkt, dass in der Schweiz wesentlich länger als sechzig Jahre, das heisst seit 1847, keine interne militärische Auseinandersetzung stattgefunden hat und die Schweiz seit nahezu 500 Jahren keinen Krieg gegen ausländische

Mächte ausgelöst hat. Im Gegensatz dazu beteiligten oder beteiligen sich die Länder der EU aktiv an Kriegen, so in Afghanistan, im Irak, in Libyen oder Schwarzafrika. In den EU-Ländern werden also nur Grenzen und Kriegsziele verschoben. Auch die Tatsache, dass ein EU-Vertreter die Schweiz als geostrategisches Übel bezeichnet, zeigt, dass es der EU nicht um Frieden und Toleranz, sondern um geostrategische Machtansprüche geht. Wieso soll sich die Schweiz einem «Friedensprojekt» anschliessen, das, falls es überhaupt eines ist, schlechter und weniger erprobt ist als dasjenige der Schweiz? *Hansuli Keller, Bern*

Meine Stiftung zur Erhaltung von Wandmalerei arbeitet unter anderem seit Jahren in Morbegno im Veltlin. Das Städtchen entwickelte sich unter Bündner Herrschaft zu einem reizvollen, hablichen und kunstreichen Ort. Im Besonderen entstanden dort Anfang des 18. Jahrhunderts zwei grossartige Bauten, der Palazzo Malacrida und die Chiesa San Giovanni. Sie sprengen den provinziellen Rahmen. *How come?* Lokaler Geist und Geld holten sich Talent von weit her. Die hochkultivierten Bauherren stammten aus Veltliner Adelsfamilien, deren Söhne sich die weltlichen und ekklesiastischen Karrieren teilten. Die Baumeister waren Tessiner, die Architekten aus Rom beziehungsweise aus Como. Eine Reihe der bedeutendsten lombardischen Künstler, wie Ferrari, Maino und Ligari, waren talauf, talab tätig. All das geschah erst unter Bündner Herrschaft. Noch heute – oder heute wieder – würden die Veltliner lieber der Schweiz als Italien angehören. Wenn Ausbeutung geschah, dann wohl wie anderswo eher durch eine lokale herrschende Schicht, heisse sie nun Salis (Graubünden) oder Malacrida (Italien). Veltlin – Graubünden stellte wohl eher einen gemeinsamen Wirtschaftsraum dar, der mehr auf Gedeihen beruhte als auf Unterwerfung und Aussaugen. *Balz Baechi, Zollikon*

Ich hoffe, dass die Schweiz noch lange so bleibt, wie sie ist, und dass sie über die Entwicklung in eigener Regie entscheiden kann. Supranationalen Lösungen muss man sich nicht verweigern, aber wir müssen in eigener Regie und Eigenständigkeit darüber entscheiden, wohin die Fahrt gehen soll, und dabei müssen wir trotz allem frei und unabhängig bleiben. Die direkte Demokratie lassen wir uns aber nicht einschränken!

Herr Maissen ist offensichtlich bereits ins Fahrwasser der totalitären EU gerutscht. Weshalb raten uns denn «viele Deutsche, darunter auch Professoren, auf keinen Fall der EU beizutreten»? Gott behüte uns davor, dass wir uns getrennt bei unseren grossen sprachlichen Nachbarn anbieten! Nehmen wir uns als Vorbild den Basler Schultheissen Johann Rudolf Wettstein, der im Westfäli-

schen Frieden 1648 für die Schweiz die totale Unabhängigkeit vom deutschen Reich erstritt! Das waren noch Leute mit Eigenständigkeit und Weitblick!

Fridolin Schlittler, Wädenswil

Sind wir noch selbstbestimmend?

Nr. 30/31 – «Reich, feige, träg, entzweit»; Urs Paul Engeler über den Zustand der Schweiz

Gratulation an den Autor und die *Weltwoche*! Eine umfassende Beschreibung und Erläuterung der heutigen politischen Schieflage, was übrigens sowohl dem Gefühl als auch der Ablehnung von einem Grossteil des Souveräns entspricht. Ist das nun nur Unmut oder schon Anzeichen von Wut? Ablehnung auf jeden Fall. Allerdings möchte ich den exzellenten Artikel mit einem Vorschlag ergänzen. In der *Weltwoche* Nr. 29/12, Seite 43, unter dem Titel «Mehr Europa», schrieb Christa Markwalder (FDP) folgenden Satz: «Über 50 Prozent der Schweizer Gesetze sind dem europäischen Recht vollständig oder in nennenswertem Ausmass angeglichen worden.» Sollte dies zutreffen, was ich annehmen muss, dann stellt sich doch die Grundfrage: Sind wir Schweizer denn noch souverän, selbstbestimmend? Und warum weiss das Volk nicht, welche Gesetze, sagen wir mal, stillschweigend autonom in die schweizerische Gesetzgebung, ohne Souverän, fast subversiv eingepflanzt wurden? Ein Thema, das sicherlich vertiefend aufgegriffen werden sollte. *Beat R. Brenner, Küssnacht*

Potenzial nach oben

Nr. 30/31 – «Mein blinder Flecken»; Mark van Huisseling über Bad Zurzach

Seit langer Zeit habe ich die Kolumne von Herrn MvH wieder mal mit Freude gelesen. Ich fand die Geschichte über den Flecken Bad Zurzach mit dem Quervergleich zu «Twin Peaks» interessant und war auch über die Form und den Schreibstil positiv überrascht. Ich wünschte mir, dass die Themenwahl der Kolumnen zukünftig in ähnlicher Form weitergeführt wird. Die Beschreibung von Promis, News über Ibiza, St. Moritz, Paris, London ... sind doch etwas langweilig, unbedeutend und werden nicht besser, wenn sie jede Woche wiederholt werden. Wie in der letzten Kolumne bewiesen wurde, ist bei Herrn MvH, 47, durchaus noch Potenzial nach oben vorhanden.

Paul R. Kalt, Zürich

Hand und Fuss

Nr. 30/31 – «Die verlorene Geschichte»; Essay von Adolf Muschg

Man liest Muschg, auch wenn er in der *Weltwoche* publiziert, von der ja einige sagen, man

dürfe sie nicht lesen. Und man sieht wieder: Was er schreibt, hat Hand und Fuss. Ich finde Punkt fünf besonders brillant und spritzig. Nur, der Autor meint, die Signatur am Schweizer Pavillon in Sevilla «La Suisse n'existe pas» hätte in den Jahren danach zur Neugestaltung der Schweiz anregen müssen. Das tat sie nicht! Man spürt die Enttäuschung des Schriftstellers und liest sie in den nachfolgenden Zeilen. Der Spruch von damals hat seinen lokal gebundenen Reiz und Einfallsreichtum verloren. Warum? Weil die einen ihn pachteten und die andern ihn verschrien. Er diene schliesslich nur noch dazu, simpel und national Denkende zu ärgern. Für die Neuerfindung der Schweiz hatte er bald keine Bedeutung mehr, ausser für Medien, die fröhlich die Metaphern von Platzhirschen links und rechts ausschlachteten, deren Motto «verhindern» war und eben nicht «erfinden».

Das Zitat kann man heute durchaus auch sehen als Ausdruck eines nur forschen Künstlers, gar als rassistische und versimpelnde Äusserung von Anhängern einer Tabula rasa, von Leuten, die pseudoreligiösen Fundamentalisten und halbschlauen Vertretern des New Management in gewissen Banken näherstanden, als sie vermuten mochten. Was Muschg ja auch antönt.

Es gibt eben verschiedene Interpretationsmöglichkeiten für einen Text, und sei er auch nur ein Satz. Einige davon auszuschliessen, kann heissen, dass man ihn seines Atems beraubt und einen Denkfehler begeht. Der parodistische (das heisst: Spiegel-)Aspekt etwa kann dabei ignoriert und die Komplexität der Welt verneint werden.

Als Kunst am Bau war der Satz lustig und sehr anregend, vielleicht gerade weil er nicht durchdacht war. Ein Künstler liefert Denkanfänge. Wehe, wenn er schon alles durchdacht hat! Als Aufruf zur Neuerfindung der Schweiz wurde das Zitat untauglich, weil Politiker es zur Rechtfertigung ihrer Positionen noch und noch missbrauchten. Hätte für sie ein Fragezeichen nicht genügt? «La Suisse, point d'interrogation»? Es hätte damit weniger Leute geärgert, aber sein propagandistisches (zwar hohles) Ziel verfehlt.

Rolf Leemann, Zürich

Um 96 Prozent gefallen

Nr. 30/31 – «Euro-Brand»; Editorial von Roger Köppel

Der Autor schreibt, alle Notenbanken dieser Welt hätten den Horror der Grossen Depression 1929–1933 studiert. Dabei hat er wie auch die Notenbanken Folgendes übersehen: Unter dem Goldstandard herrschte 136 Jahre lang Preisstabilität (ohne Notenbanken natürlich) respektive der Dollar stand 1913 sogar 11 Prozent höher (durch Produktivitätsfortschritt)

als 1776! Mit der weltweiten Einführung der Notenbanken war es damit endgültig vorbei. Seit 1913 ist die Kaufkraft des US-Dollars um sage und schreibe 96 Prozent gefallen, fast eine Totalzerstörung! Die Ursache liegt in der Geldmengenexplosion seit 1913. Deckungsloses Papiergeld kann und wird beliebig vermehrt. Als Leser einer liberalen Zeitung hätte ich mir gewünscht, dass Sie erstens nicht nur vier Jahre untersuchen respektive alles, was unser Notenbankpräsident sagt, übernehmen und uns zweitens erklärt hätten, wie es möglich ist, dass die Devisenanlagen der schweizerischen Notenbank bis 2008 konstant bei rund 50 000 Millionen lagen, und diese jetzt, Stand Ende Mai 2012, mit 306 000 Millionen (Tendenz schnell steigend) eine Versechsfachung in vier Jahren ausweist.

Claude Bürkle, Baden

Innerschweizer Geist

Nr. 30/31 – «In der Asche ist noch Glut»; Interview mit Thomas Hürlimann

Als Abonnent der *Weltwoche* möchte ich zum Interview mit Thomas Hürlimann Folgendes sagen: Ich bin vor ein paar Tagen fertig geworden mit dem Buch «Vierzig Rosen» von Thomas Hürlimann. Obwohl ein Vielleser, musste ich mich echt bemühen, dieses Buch zu Ende zu lesen, als so kompliziert geschrieben habe ich es empfunden. Und jetzt im Interview ein ganz anderer Thomas Hürlimann! Klare Antworten, prägnante Aussagen, und wie! Ich bin fast gleich alt wie Hürlimann, aber in einem ganz anderen Umfeld, nämlich bäuerlich, aufgewachsen. Trotzdem stimme ich den meisten seiner wirklichkeitsnahen Beobachtungen und träfen Ansichten voll zu. Hürlimann hätte eigentlich, wie sein Vater, Politiker werden sollen, dann hätten wir in Bern einen Innerschweizer Geist, der nicht alles schlucken würde, was ihm aufgetischt wird!

Erwin Husmann, Schenkon

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man, im Orell Füssli stehend, auf seinem iPhone ein Buch bei Amazon.de bestellen, welches man soeben probeglesen hat?

Philippe Adam

Nein. Mit diesem Verhalten tragen Sie zum Untergang des dreidimensionalen Buchhandels bei. Dabei spielt es keine Rolle, ob Sie Ihre Bestellung bei Amazon.de noch in der Orell-Füssli-Filiale tätigen oder erst draussen. Hier geht es ums Prinzip. Bei Orell Füssli schmökern und bei Amazon.de kaufen ist, als liessen Sie sich von Ihrer Ehefrau in die Kunst des Kamasutra einführen und würden mit dem Gelernten dann Ihre Geliebte beglücken. Die Verfechter des freien Marktes werden anders argumentieren. Doch deren Eheleben braucht Sie nicht zu kümmern.

Sacha Verna

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

«Visionen» ohne Gott

Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft will die Landeshymne ersetzen. Faktisch wird der arrogante Plan zum Fiasko, doch er fügt sich nahtlos in die Tendenz, die tradierte Marke Schweiz zu schwächen. Von Urs Paul Engeler



«Solidarität und Offenheit gegenüber der Welt»: SGG-Präsident Gerber.

Hätten die Verwalter des Vereins, der sich Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) nennt und über 76 Millionen Franken hortet, sich nur ein wenig mit der Geschichte der Landeshymne befasst, so hätten sie ihre bizarre Idee, der Schweiz eine neue Hymne zu verordnen, niemals öffentlich gemacht. Sie wären bestimmt auf die Rede gestossen, die der Luzerner Komponist und Musikpädagoge Johann Baptist Hilber 1954 zum hundertsten Todestag des Komponisten des Werks, Alberik Zwyssig, gehalten hat: «Eine Landeshymne wächst nicht am Spalier. Sie entsteht nicht auf Befehl. Sie entspringt nicht dem Vorsatz eines Komponisten: «Nun schreibe ich eine Landeshymne!» Sie liegt still bereit in der Truhe der Vorsehung, um, je nach Wink und Regie, einem auserwählten Musiker in die Feder zu fliessen.»

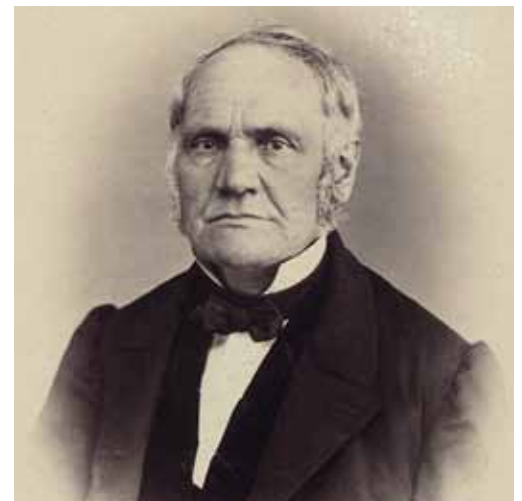
Im Falle der Schweizer Hymne haben 1841 – mitten im erbitterten Kultur- und Bruderkampf

– eine Melodie des katholisch-konservativen Mönchs Alberik Zwyssig und eine Ode des radikalen Zürcher Protestanten Leonhard Widmer sich zum «Schweizerpsalm» gefunden, der am ersten Eidgenössischen Sängerefest, 1858 in Zürich, erstmals einem grossen Publikum vorgestellt wurde – nicht mit dem Anspruch, zur Landeshymne zu werden, sondern als überkonfessioneller und überparteilicher Lobgesang auf die gewaltige Schöpfung, die alle Menschen vereint. Das begeistert aufgenommene Lied ohne Schlachtenlärm gehörte bald zum Standardrepertoire helvetischer Chöre. Nach verschiedenen Anläufen erklärte der Bundesrat 1961 das bereits 120-jährige und traditionell gewordene Werk zur provisorischen Nationalhymne, 1981 wurde der Beschluss definitiv.

Sämtliche Versuche, den patriotischen Festgesang zu ersetzen oder ihm einen anderen Text zu unterlegen, endeten im peinlichen



Exklusivrechte am Rütli: Calmy-Rey, Stamm.



Hymnen-Texter Leonhard Widmer (1808–1868).

Fiasko. Das Gemeinschaftswerk kann nicht aufgetrennt werden; zur pathetischen Melodie will kein banaler Text passen. Am 14. Mai 2008 erklärte der Bundesrat, dass die heutige Nationalhymne die vielfältigen Erwartungen an eine Landeshymne erfülle und dass er keinen Grund sehe, sie zu verändern.

Gerbers halboffizieller Plan

Als Botschaft zum 1. August erklärten die gemeinnützigen Damen und Herren der Leitung der SGG trotzdem, der Text sei veraltet, vor allem der «Fokus auf Gott» dürfe heute nicht mehr gelten. Eine neuzeitliche Hymne müsse, ganz im Gegenteil, von «geteilten Werten» und von «Visionen» reden; die Melodie müsse mit den Parolen aus der Präambel der Bundesverfassung («Solidarität und Offenheit gegenüber der Welt» et cetera) unterlegt werden. So befiehlt der Verein allen, die sich berufen füh-

len: «Nun schreibt eine Nationalhymne, und zwar eine ganz andere!» Die beste Version, ermittelt durch eine noch anonyme eminente Jury, werde neuer Nationalgesang.

Die Idee stammt offenbar vom neuen Präsidenten der Gesellschaft, Jean-Daniel Gerber, Dr. h. c., alt Chef des Bundesamtes für Migration, alt Staatssekretär für Wirtschaft (Seco), heute Verwaltungsrat der Credit Suisse, zudem Verwaltungsrat der Chemiefirma Lonza Group AG sowie Inhaber der Beratungsfirma Consartes GmbH. Gerber erklärt, dass man das Projekt durchaus ihm zuschreiben dürfe und dass er «voll dahinter» stehe; er wirbt dafür mit Verve und Ausdauer. Und er hat in Gesprächen mit namentlich nicht genannten Leuten in Bundesbern bereits vorgespurt und spricht von «guten Chancen». Auch wenn das zuständige Bundesamt für Kultur (BAK) noch nicht eingeweiht wurde, ist Gerbers Plan offenbar schon halb offiziell.

Das positive Echo aus dem Bundeshaus erstaunt nicht. Als am 13. November 2011 die Gönnervereinigung Widmer/Zwysig im Berner Münster eine Feier zum 50-Jahr-Jubiläum der Hymne veranstaltete, weigerten sich der Reihe nach alle drei angefragten Mitglieder der Landesregierung, in einer kurzen Rede das Werk und dessen Bedeutung für die Schweiz zu würdigen: Micheline Calmy-Rey (SP), damals Bundespräsidentin, sowie Simonetta Sommaruga (SP) und Doris Leuthard (CVP). Nach dem Bekenntnis von 2008 hat das Gremium begonnen, sich zu distanzieren.

Unverwechselbare Marke

Eine Landeshymne ist Geschmackssache und immer umstritten. Kein Text, auch kein politisch-korrekt-weltsolidarischer, keine Melodie und auch keine Kombination dieser Elemente können je die volle Akzeptanz erlangen. Das ist auch nicht nötig, wichtig ist der Wiedererkennungswert. Jeder Markenspezialist warnt davor, ohne Not ein Erkennungszeichen zu ändern. Auch das Logo der Weltfirma Nestlé, ein detailliert gezeichnetes Vogelneestchen mit Fütterung der Brut, ist über 150 Jahre alt, völlig

antiquiert, aber global verbreitet, unverwechselbar und ungebrochen erfolgreich. Was funktioniert, muss bleiben. Nur wer das Produkt verändern will, wechselt. Das Werkeln an der Landeshymne zielt somit darauf ab, die tradierte Marke Schweiz radikal umzugestalten, nach innen und nach aussen.

Das Waschen der Gehirne liegt im Trend. Nicht verwunderlich ist, dass ausgerechnet die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft die Initiative dazu ergriffen hat. Die SGG ist 202 Jahre alt und hatte früher einen Sinn. Im sich entwickelnden Bundesstaat und in dessen Anfängen war sie die wichtigste soziale Organisation des Landes, die sich insbesondere bei der Einführung des unentgeltlichen obligatorischen Schulunterrichts Verdienste erworben hatte. Später gründete sie die Sozialwerke Pro Juventute, Pro Senectute und Pro Mente Sana. Heute ist der Sozialstaat umfassend; er hat die veraltete SGG längst zum Verein für Selbstbeschäftigung degradiert.

Das berechtigt, versteht sich, die Gesellschaft keineswegs zum hochpolitischen Akt, die Hymne umzukrempeln. Ihre «Legitimation», argumentiert die SGG reichlich gewunden, beziehe sie aus dem Recht, seit 1860 mit einer Sonderkommission das Rütli verwaltet zu haben. Das stille Gelände am See gehört allerdings nicht der SGG. 1859 liess sie die Schweizer Schuljugend in einer Grossaktion Geld sammeln, damit sie die historische Wiese einem Privatmann abkaufen konnte. 95 000 Franken kamen zusammen. Zum Dank und quasi als Quittung verteilte die SGG den Schulkindern insgesamt 250 000 Stiche mit einer Rütli-Zeichnung. Die Schülerschaft darf sich als wahre Eigentümerin des Grundstücks fühlen. Die Gesellschaft selbst schenkte die steile Matte 1860 der Eidgenossenschaft als «unveräusserliches Nationaleigentum» – nicht ohne Hintergedanken: Sie sicherte sich im Gegenzug das Exklusivrecht zur Nutzung der Stätte.

«Diese gewachsene Nähe zur nationalen Tradition» befähige sie, die «verschiedensten Formen nationaler Identität» zu reflektieren, mithin die Nationalhymne, folgert die SGG in

eigener Sache. Für den Wettinger Musiker Hubert Spörri, Kopf der Gönnervereinigung Widmer/Zwysig, ist dies «die reine Arroganz». SGG-Präsident Gerber relativiert, die Legitimation sei «symbolisch zu verstehen».

Seit die Multimillionärin SGG keine Aufgabe mehr hat, politisiert sie, nicht immer offensichtlich, aber stetig. Unter dem umtriebigen Geschäftsführer Herbert Ammann, Soziologe, lösen an der Spitze linke Bürgerliche sich ab: alt CVP-Nationalrätin Judith Stamm (1998–2007), alt FDP-Bundeskanzlerin Annemarie Huber-Hotz (2007–2011) und nun Jean-Daniel Gerber. Der jährliche Entscheid zum Gebrauch der Plattform «Rütli» zur 1.-August-Manifestation macht den Drall öffentlich sichtbar. In den letzten 25 Jahren durfte als einziger SVP-Vertreter der dissidente Bundesrat Samuel Schmid die offizielle Ansprache halten. Gezielt wurde 2006 der über Insider-Delikte gestolperte alt Swisscom-Präsident Markus Rauh aufgeboten, um in einer Rachede gegen Christoph Blocher, der die Swisscom teilprivatisieren wollte, Propaganda gegen dessen Asyl- und Ausländergesetz zu machen. Den Reigen schliessen der unvermeidliche Georg Kreis, Micheline Calmy-Rey (SP) oder heuer Nationalrat und der Genfer Grüne-Fraktionschef Antonio Hodgers (GE).

Hinter den Kulissen agiert die SGG, die sich so unpolitisch gibt, noch direkter. Sie managt Abstimmungskämpfe. Ohne dies publik zu machen, koordinierten 2002 Stamm und Ammann unter dem Titel «Gemeinschaft zur Unterstützung der Stiftung solidarische Schweiz» die Kräfte, die sich mit Millionen für die universelle «Solidaritätsstiftung» einsetzten, die der Bundesrat aus dem Erlös des verkauften Nationalbank-Goldes einrichten wollte. Obwohl die SGG für ihre verdeckte politische Aktion von den Grossbanken CS und UBS finanziell unterstützt wurde, verwarfen Volk und Stände im September 2002 auch dieses gutmenschliche Vorhaben.

Als nationale Umerziehungsanstalt ist die Gesellschaft, die einmal über 10 000 Mitglieder zählte und heute noch 2500 Personen in der Kartei führt, entbehrlich. ○



«Nein zum Freipass für neue Steuern und Zwangsgebühren.»

Filippo Leutenegger,
Nationalrat FDP/ZH

sgv  **usam**

Referendumskomitee «Nein zur missratenen Revision des Raumplanungsgesetzes»
Postfach 8166, 3001 Bern



Jetzt unterschreiben!

**Referendum
gegen das missratene
Raumplanungsgesetz**

www.rpg-revision-nein.ch

Verkäufer der Macht

Der Bund beschäftigt ein ganzes Heer von Mediensprechern und Kommunikationsfachleuten. Sie informieren und lenken die Öffentlichkeit – für Dutzende Millionen Franken. Zwischen den Staatsdienern und den Journalisten bestehen enge Bande. *Von Philipp Gut*



Symbiotische Beziehungen: SP-Bundesrat Berset (Mitte), Mediensprecherin Lamon, persönlicher Berater Lauener.

Der Mann muss es wissen. Oswald Sigg (SP) stand jahrzehntelang in Diensten des Bundes (heute macht er als Buchautor und Verfechter des sogenannten bedingungslosen Grundeinkommens von sich reden). Er war Bundesratssprecher und Vizekanzerler. Innerhalb der Bundeskanzlei leitete er den Bereich Information und Kommunikation. Früher amtierte Sigg als Informationschef in verschiedenen Departementen. Beim Eidgenössischen Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) liess Sigg einmal erheben, wie viele Leute in der Kommunikations- und Presseabteilung beschäftigt waren. Über die hohe Zahl sei Sigg, so erzählt man sich im Bundeshaus Ost noch heute, «selber überrascht gewesen».

An Siggs ehemaliger Stelle, die mittlerweile «Chef Kommunikation VBS» heisst, sitzt jetzt der vormalige SF-Sportreporter Peter Minder. Auch er ist Herr über ein ganzes Heer von

Mediensprechern, Kommunikationsspezialisten und Spindoktoren, die Informationen über das Departement und die Armee verbreiten oder, je nach Bedarf, verhindern.

Bekannte Gesichter wechseln die Seite

Es fällt auf: Journalistinnen und Journalisten wechseln reihenweise zum Bund. Kollegen, deren Beruf und Aufgabe es war, die Staatsmacht kritisch zu hinterfragen, begegnet man plötzlich auf der andern Seite. Eines der jüngeren Beispiele ist die Radio-Frau Nicole Lamon, die im Mai ihre Stelle als Ressortleiterin Politik bei Radio Télévision Suisse Romande (RTS) mit derjenigen einer Kommunikationschefin im Innendepartement (EDI) von SP-Bundesrat Alain Berset vertauschte. Die ehemalige SDA-Journalistin Agnès Schenker wechselte ins Justizdepartement (EJPD), um dort, wie kürzlich im *Blick* zu lesen war, gegenüber ihrem ehemaligen Arbeitgeber –

der SDA – zu melden, wo ihre neue Chefin Simonetta Sommaruga (SP) die Ferien verbringe. So harmlos sind die Informationen nicht immer.

Ein prominenter Überläufer, der ebenfalls beim Bund Unterschlupf gefunden hat, ist André Marty, Ex-Nahostkorrespondent des Schweizer Fernsehens. Er arbeitet neuerdings in der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) im Aussendepartement.

Allein die Personalkosten der Medien- und Kommunikationsbeamten belaufen sich jährlich auf Dutzende Millionen Franken. Die Staatsrechnung 2011 weist für die Bundeskanzlei, die sieben Departemente sowie einige weitere Verwaltungseinheiten einen Gesamtbeitrag von achtzig Millionen Franken aus. Rund fünfzig Millionen entfallen auf das Personal – ein ansehnlicher Betrag, mit dem man eine Grossredaktion von 300 bis 400 Vollzeitjournalisten bezahlen könnte. Beim Bund, der sei-

ne Angestellten etwas grosszügiger entlohnt, entspricht das 294 Vollzeitstellen. Die Bundesanwaltschaft oder die eidgenössischen Gerichte, die auch über eigene Informationsabteilungen verfügen, sind hier nicht eingerechnet.

Spitzenreiter VBS

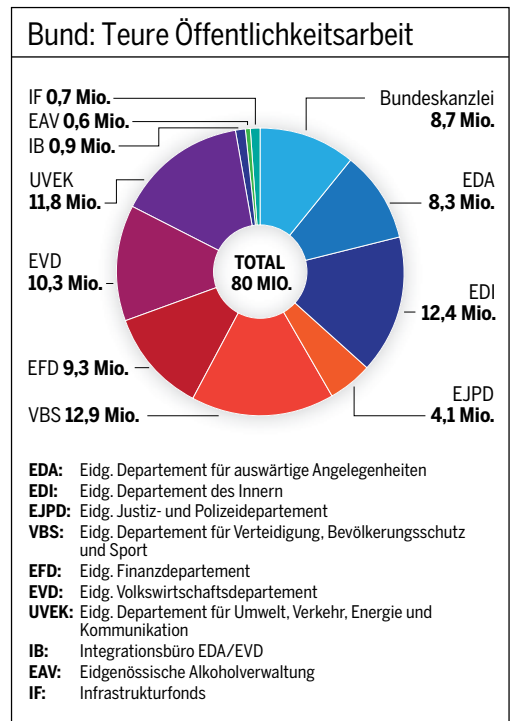
Augenfällig sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Departementen (s. Tabelle). Am meisten lässt sich Ueli Maurers VBS die Information und Lenkung der Öffentlichkeit kosten – und dies, obwohl es im Vergleich etwa mit dem Innendepartement über ein eher bescheidenes Gesamtbudget verfügt. Das VBS gab im letzten Jahr für die Öffentlichkeitsarbeit 12,9 Millionen Franken aus, dann folgen das EDI mit 12,4 und das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) von Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) mit 11,8 Millionen Franken. Etwas geringer sind die Ausgaben beim Volkswirtschaftsdepartement (EVD) von Johann Schneider-Ammann (FDP), in Eveline Widmer-Schlumpfs (BDP) Finanzdepartement sowie im EDA. Mit Abstand am wenigsten in die Information und damit oft auch Desinformation der Bevölkerung investiert das EJPD.

Nachforschungen der *Weltwoche* beim Spitzenreiter VBS förderten Erstaunliches zutage. Das Verteidigungsdepartement beschäftigt nicht weniger als 66 Mediensprecher und Kommunikationsfachleute (umgerechnet auf Vollzeitstellen sind es 58). Rund 80 Prozent der VBS-Ausgaben in diesem Bereich entfallen auf das Personal. Allein in der internen und externen Kommunikation hat das VBS 34 Leute angestellt. Dazu gehören zwei Bundesratssprecher, zwei Sprecher der Armee, 20 Kommunikationsspezialisten der Bereiche VBS und Verteidigung sowie zehn Fachleute für die interne Kommunikation und für Publikationen. Hinzu kommen siebzehn Mitarbeiter, die für die Gestaltung der Websites zuständig sind, und weitere fünfzehn, die sich als Assistentinnen und Assistenten betätigen. Ex-Reporter und VBS-Kommunikationschef Minder gebietet somit über ein Sprachregelungsreich von 66 Leuten, wobei ihm sieben direkt unterstellt sind; für die restlichen 59 Kommunikationsbeamten im VBS ist er «Fachvorgesetzter mit Weisungsrecht», wie er auf Anfrage erklärt.

Dass der Bund seine Bürger nicht nur nüchtern und sachlich informiert, sondern bisweilen auch sich selber feiert, zeigt das Beispiel des EDA. Im vergangenen Jahr, noch unter Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (SP), stieg der Kommunikationsaufwand des Departements um satte achtzehn Prozent oder rund 1,3 Millionen Franken. «Hauptgrund» dafür seien «Zusatzaufwendungen der Deza im Rahmen ihres Fünfzig-Jahr-Jubiläums sowie ein höherer Personalaufwand für die Kommunikation im Präsidentschaftsjahr», lässt das EDA verlauten. Mit anderen Worten: Der Millionenanstieg verdankt sich der Eigenwerbung und der

Geburtstagsparty, die sich die Deza selber gab, sowie der Repräsentation und Darstellung der Bundespräsidentin in der Öffentlichkeit.

Ein weiteres Indiz dafür, dass die Behörden nicht bloss informieren, sondern die Bürger auch lenken und beeinflussen wollen, sind die zahlreichen sogenannten Kampagnen des Bundes. Besonders aktiv sind das Bundesamt für Ge-



«Zahlreiche Kampagnen»: 80-Millionen-Budget.

sundheit (BAG) und das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) im Departement des Innern. Diese volkserzieherischen Massnahmen wirken, neben der üppigen Personalausstattung, kostentreibend. Der «im Vergleich zu anderen Departementen hohe Anteil der Sachkosten» im EDI sei auf «zahlreiche Kampagnen im BAG und BSV zurückzuführen», heisst es in den Erläuterungen zur Staatsrechnung 2011. Das Innendepartement verfügt über einen ausgebauten Behördenpropaganda-Apparat. Allein für «Kampagnen und Abstimmungsinformationen» gab es im vergangenen Jahr 6,1 Millionen Franken aus. Zum Vergleich: In den übrigen Departementen ist dieser Aufwand bis zu sechzigmal geringer; er bewegt sich dort zwischen 100 000 (EJPD, VBS) und 900 000 Franken (EFD).

Für Insider und recherchierende Journalisten ist es kein Geheimnis: Die Presse- und Informationsdienste der Verwaltung dienen häufig eher dazu, Informationen zu verschleiern oder zu verhindern, als Klarheit zu schaffen. Dies gilt insbesondere dann, wenn investigative Journalisten Missstände in Politik und Verwaltung aufdecken. Diese Verschleierungsübungen ziehen dann nicht selten weitere Kosten nach sich. So ist es ein beliebter Trick in Bundesbern, auf Enthüllungen über Missstände mit sogenannten externen Gutachten zu reagieren, die dann häufig den ausgesprochenen

oder unausgesprochenen Wünschen des Auftraggebers entgegenkommen und die Tatsachen schönreden. Ein Beispiel dafür sind die Gutachten, welche die Deza nach den Enthüllungen der *Weltwoche* über die missglückte Tsunami-Hilfe des Bundes in Thailand in Auftrag gab, wo Millionen buchstäblich in den Sand gesetzt wurden. Im Beschwichtigungsjargon der internationalen Gutachter hiess es dann lediglich, es gebe noch Verbesserungspotenzial. So kann man es auch ausdrücken.

Neben solchen Vertuschungsmanövern gibt es auch sehr direkte Versuche, missliebige Artikel zu verhindern. Im Frühjahr plante die *Weltwoche* eine Reportage über den Kampfjet Gripen aus Schweden. Mit dem Hersteller war bereits ein dreitägiges Programm inklusive eines Flugs vereinbart – dann legte das VBS ein Veto ein, aus Furcht, die Öffentlichkeit könnte «geheime» Neuigkeiten aus dem Cockpit erfahren.

Selbst Beamte vermissen den Biss

Die Lenkungsversuche des Staates sind das eine – das andere ist die Nähe, die manche Journalisten zu den Vertretern und Verkäufern der Staatsmacht suchen. Statt kritische Distanz einzuhalten, erwärmen sie sich an Umarmungen mit den Ex-Kollegen auf der andern Seite. Das veranschaulicht eine Anekdote. An der alljährlichen «Schulreise» der Vereinigung der Bundeshausjournalisten (VBj) nehmen immer auch ein paar ehemalige Journalisten teil, die jetzt als Sprecher für die Verwaltung arbeiten. Dieses Jahr etwa Georg Farago (EDA), Roland Meier (EFD) oder Ruedi Christen (EVD).

Eben erst haben zwei langjährige *Blick*-Redaktoren eine wohlwollende Biografie von Ex-Bundesrat Adolf Ogi herausgegeben. Man kann nicht sagen, dass sie sich in der Vergangenheit durch übertriebene Kritik am Gegenstand ihres Interesses hervorgetan hätten. Hofberichterstattung und Verlautbarungsjournalismus ersetzen in solchen Fällen die kritische Recherche.

Die symbiotischen Beziehungen irritieren selbst Beamte. In einem Blog-Beitrag schrieb Ex-Fernsehmann André Marty, bei seinem neuen Arbeitgeber zeige man sich immer wieder erstaunt, dass die Journalisten «keine relevanten Fragen» stellten und Staat und Verwaltung nur selten «distanziert-kritisch» begleiteten.

Bei allen Einwänden sollte man der Fairness halber anfügen, dass nicht alle staatliche Informationspropaganda Charakter hat. Es gibt auch das Recht des Bürgers auf Information und Transparenz, der aufgeklärte Staat ist kein Geheimapparat. Staatliche Mediensprecher und Kommunikationsfachleute haben eine legitime Funktion – die entscheidende Frage ist, wie sie ihre Rolle interpretieren und ausfüllen. Die Information beispielsweise, dass das VBS 66 Mediensprecher und Kommunikationsspezialisten beschäftigt, lieferte VBS-Medienchef Peter Minder auf Anfrage der *Weltwoche* persönlich. ○

Konsumtempel der Triebe

Das Geschäft mit der Erotik in der Schweiz blüht. Die Personenfreizügigkeit belebt die Konkurrenz und lässt die Preise schmelzen. Die Branche reagiert mit Kreativität: Der käufliche Sex ist zum Lifestyle geworden – allerdings (fast) nur für Männer. Von Alex Baur und Jacqueline Haener (Bilder)



«Früher oder später landen sie alle einmal im Klub»: «Oase» in Oensingen.

Die drei Burschen, die gegen 21 Uhr beim Empfang des Saunaklubs «Oase» in Oensingen SO einchecken, sind locker drauf. Routinemässig streicht Heike, die Frau hinter der Theke, 120 Franken pro Kopf ein und händigt Bademäntel, Frotteetücher sowie drei Tickets aus. Damit dürfen sich die jungen Herren einen Abend lang in der barock geschmückten Wellnesslandschaft (diverse Saunas und Pools, Solarium, Fitnessraum und Ruhezonen) verlustieren, alkoholfreie Drinks inklusive. Im Preis mit inbegriffen sind zwanzig Minuten Sex mit einem Girl nach Wahl. Jedes weitere «Erotikvergnügen», so ist der Menükarte zu entnehmen, kostet 70 Franken extra, Spezialwünsche nach Absprache. Doch das braucht Heike den drei jungen Männern nicht zu erklären. Sie sind nicht zum ersten Mal in der «Oase».

Andi, Mike und Tom (Namen geändert) stammen aus der Region, sie sind knapp über

zwanzig Jahre jung und kennen sich seit dem Kindergarten. Am Wochenende sind sie oft zusammen unterwegs – mal gehen sie ins Kino, mal in die Disco oder eben, je nach Lust und Laune, ins Puff. Natürlich hängt man das nicht gleich an die grosse Glocke, auf jeden Fall nicht gegenüber der Freundin, sofern gerade eine aktuell ist. Doch man versteckt sich auch nicht. Das wäre hier ohnehin schwierig. Der Kanton Solothurn ist überschaubar, und die Wahrscheinlichkeit, im Klub auf einen Bekannten oder Verwandten zu treffen, ist ziemlich gross. Ein Hindernis ist das jedenfalls nicht.

Die drei Freunde richten sich in einer schummrigen Ecke auf Liegestühlen ein, und es dauert keine fünf Minuten, da hat auch jeder schon ein halbnacktes Mädchen in den Armen. Kaum haben sie sich gefunden, wird geschäkert, gekichert und herumgefummelt, so als würde man sich seit Ewigkeiten kennen.

Die Gespräche – soweit die Sprachfertigkeiten der Mädchen solche zulassen – sind so oberflächlich wie die Styroporfresken an der Wand. Doch fürs Philosophieren geht Mann auch nicht ins Puff. Das Ziel ist allen klar: Sex.

Andi und Tom stecken noch in der Ausbildung. Für eine feste Freundin, so erklären sie, fehle ihnen im Moment schlicht die Musse. Die beiden sind gebildet, intelligent, jung und sportlich, ein Mädchen fänden sie wohl auch in Bars oder Diskotheken. Doch das bedeutete, bei ungewissen Erfolgsaussichten und entsprechender Frustration, eine Investition an Zeit und Geld, zwei knappe Güter. Sex gegen Bezahlung ist eine preisgünstige, sichere und planbare Alternative.

Bei Mike liegen die Dinge anders. Will heissen: Seine Freundin ist etwas komplizierter als die Mädchen im Klub. «Die Schweizerinnen stellen hohe Ansprüche», sagt er, «und sie ge-

ben dafür ziemlich wenig.» Im Bordell kann er hemmungslos ausleben, was sein Unterleib begehrt. Hier braucht Mike niemandem Rechenschaft abzulegen. Und wenn es mit einem Mädchen nicht nach seinem Gusto läuft, wartet schon das nächste.

«Drei für zwei»

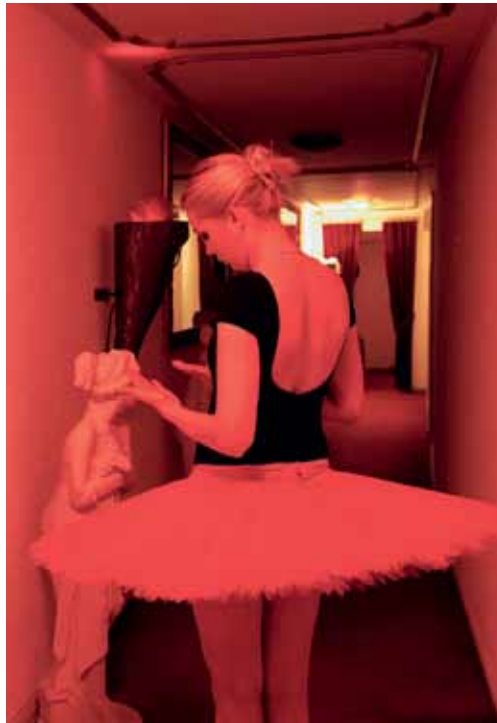
Junge Erwachsene sind ein Marktsegment mit Wachstumspotenzial. Es gibt Sexklubs, die mit Happy Hours und Discountpreisen («drei für zwei») ganz gezielt Studenten und Lehrlinge anlocken. Solche Lockangebote gibt es in der «Oase» zwar nicht. Doch Geschäftsführerin Heike stellt den Trend zu jüngeren Gästen seit einiger Zeit fest. Den typischen Freier gebe es allerdings schon lange nicht mehr, sagt sie, in ihrer Kundschaft widerspiegeln sich das ganze Spektrum der männlichen Gesellschaft: «Jung oder alt, schön oder hässlich, solo oder in festen Händen – früher oder später landen sie alle einmal im Klub.»

Die gebürtige Deutsche weiss, wovon sie redet. Früher schaffte Heike selber an. Zwischendurch sei sie einmal «ausgestiegen», doch sie habe das Metier vermisst. Mit unverhohlenem Berufsstolz, vielleicht ist auch eine Prise Trotz dabei, bezeichnet sie selber als «Hure». Heute verwaltet sie den Klub «Oase», streng nach wirtschaftlichen Kriterien, so wie andere ein Hotel oder eine Metzgerei führen. Der administrative Kram beansprucht einen grossen Teil ihrer Zeit: Abrechnungen mit Sozialversicherungen und Behörden (MwSt. inkl.), Planung von Werbung und Websites, Schriftwechsel mit den Ämtern wegen hygienischer Auflagen und Arbeitsbewilligungen. Die zwölf jungen Damen, die in der «Oase» anschaffen, haben alle Verträge. Die meisten stammen aus Rumänien oder Bulgarien, was vor allem damit zu tun hat, dass Solothurn als einer der wenigen Kantone Prostituierte aus diesen Ländern im Rahmen der Personenfreizügigkeit zulässt.

Geändert hat sich in den letzten Jahrzehnten auch das Profil der Frauen. Die Dirne von einst, die ihrem Gewerbe stets treu blieb, um ihren Lebensabend als Sozialfall zu verbringen, diese Sorte von Prostituierten ist rar geworden. Weitgehend verschwunden sind auch die Zuhälter der alten Schule, deren Hauptaufgabe es war, mit den Vierbeinern der Frauen Gassi zu gehen und ihr Geld zu verprassen. Die typische Sexarbeiterin ist heute um die zwanzig, emanzipiert und nicht selten gut ausgebildet; sie stammt aus Osteuropa oder aus Lateinamerika und weiss genau, was sie will; ihr Metier betrachtet sie oft als lukrativen Zwischenverdienst, bisweilen arbeitet sie nur Teilzeit. Sobald das nötige Startkapital für ein eigenes Geschäft auf dem Konto liegt, das Studium finanziert oder ein geeigneter Gatte gefunden ist – hie und da nimmt die Ehe im Puff ihren Anfang –, steigt sie wieder aus.

Die «Oase» ist ein typischer mittelständischer Sexklub, wie es sie, meist in Gewerbebezonen unweit einer Autobahnausfahrt, zu Dutzenden gibt im Land. Das Angebot ist mit dem eines Migros-Restaurants zu vergleichen: solide Kost in einem angenehmen und sauberen Ambiente, nichts Extravagantes, moderat im Preis. Diese Entwicklung – weg vom Ruch der Halbwelt hin zu einer geregelten Dienstleistung – wurde vor zwanzig Jahren mit dem revidierten Sexualstrafrecht eingeleitet, das die Prostitution weitgehend entkriminalisierte und statt der «Sittlichkeit» die Integrität der Frau ins Zentrum rückte. Dies wiederum war eine überfällige Anpassung an eine gelockerte und entkrampfte Sexualmoral.

Richtig zum Blühen brachte das Erotikgewerbe allerdings erst die Öffnung der



Klassische Ballettausbildung: Maria, «Red Palace».

Grenzen. Bereits vor der Einführung der Personenfreizügigkeit drängten junge Frauen aus Osteuropa – anfänglich aus Polen und der Tschechoslowakei, später aus Russland, Ungarn und Rumänien – auf den Markt. Die Preise purzelten. Kostete eine halbe Stunde Sex in den 1990er Jahren noch 300 Franken, ist diese heute für 150 Franken und weniger zu haben.

Anders als etwa auf dem Bau gibt es im horizontalen Gewerbe weder Mindestlöhne noch Gewerkschaften. Wer hier mithalten will, muss sich etwas einfallen lassen. Und die Sexbranche erwies sich als ausgesprochen innovativ und wettbewerbsfreudig. Die schnelle Nummer in einem verkommenen Hinterzimmer gibt es zwar immer noch. Doch sie ist die Ausnahme. In den meisten Bordellen wird heute Wert auf Hygiene, Dekor, eine entspannte Atmosphäre und einen individuellen Service gelegt.

Ein Pionier, der die Zeichen der Zeit früh erkannt hat, ist Ingo Heidbrink. Der Jurist aus dem Kanton Schwyz eröffnete bereits in den 1990er Jahren seinen ersten Sexsalon und finanzierte damit sein Studium. Die Karriere am Gericht wurde ihm jedoch bald zu langweilig. Innerhalb weniger Jahre baute Heidbrink stattdessen ein eigentliches Erotikimperium auf. Heute kontrolliert er ein halbes Dutzend Bordelle, verteilt über die halbe Schweiz, unter ihnen das «History» bei Liestal, das «Westside» bei Frauenfeld oder das «Palace» bei Luzern, wo in der Regel zwanzig bis dreissig Frauen arbeiten.

Heidbrinks Prunkstück ist das «Globe» im zürcherischen Schwerzenbach: ein Megabordell in einer ehemaligen Moschee mit bis zu siebzig Frauen, eigenem Restaurant, grosszügiger Dachterrasse, diversen Bars, Pools und Liebesnestern für jeden Geschmack – vom *Alphüttli* für den bodenständig orientierten Kunden über den Kamasutra-Tempel für den asiatisch inspirierten Freier bis zum ägyptischen Palast für den historisch interessierten Gast. In Heidbrinks Reich, das sich mit einer luxuriösen Warenhauskette vergleichen lässt, geht es um mehr als bloss um Sex. Hier wird ein Lifestyle zelebriert. Die Gäste verbringen in der Regel mindestens einen halben Tag im Klub.

Feministinnen im Dilemma

Etablissements wie das «Globe» machen einen gesellschaftlichen Wandel fassbar, der sich in den letzten Jahrzehnten diskret vollzogen hat: Nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer haben sich emanzipiert. In den 1970er Jahren sorgte Esther Vilar mit der famosen These vom «dresierten Mann» für heisse Debatten und rote Köpfe. Da Frauen ihren Sexualtrieb viel besser im Griff haben als Männer, so eines ihrer Kernargumente, verklärt das irrtümlich als schwach bezeichnete Geschlecht das vermeintlich stärkere über den «Zugang zur Vagina» und beutet es gnadenlos aus. Zumindest diese Annahme – Vilars Thesen gingen weit über den Machtkampf im Bett hinaus – lässt sich heute nicht mehr so pauschal begründen. Die Männer sind ausgewichen. Um sexuell auf ihre Kosten zu kommen, brauchen sie nicht mehr unbedingt eine Partnerin.

Die Liberalisierung im Sexgewerbe hat die Feministinnen und Feministen in ein Dilemma gestürzt. Einerseits ist und bleibt der Freier für sie die Inkarnation der sexuellen Ausbeutung; andererseits hat die Praxis gezeigt, dass die Frauen von der neuen Freizügigkeit am meisten profitiert haben. Eine Prostituierte, die in einem legalen Rahmen anschaffen kann, lässt sich kaum noch ausbeuten.

Diese Ambivalenz – man könnte auch von Doppelmoral sprechen – findet man gleichermaßen bei den Behörden und Gesetzgebern. Über ausländer-, arbeits- und baurechtliche Schikanen haben sie es immer wieder geschafft, das Erotikgewerbe an den Rand der Legalität zu drängen. Der neueste Trend, der in Skandi-

navien bereits umgesetzt wurde, zielt nun auf die Kriminalisierung des Freiers. Das Resultat ist absehbar: Zusammen mit ihrem Kunden wird sich auch die Prostituierte früher oder später wieder in die Illegalität begeben.

Für Unternehmer wie Ingo Heidbrink, die Millionenbeträge in ihre Klubs investieren, haben Legalität und Rechtssicherheit höchste Priorität. Doch gerade an seinem Beispiel lässt sich zeigen, wie schwierig dies auch heute noch ist. Im «Globe» zahlen die Prostituierten wie auch ihre Kunden einen einmaligen Eintritt von 95 Franken für einen Tag. Damit werden die Betriebskosten gedeckt. Ihre erotischen Dienstleistungen rechnen die Frauen direkt und eigenständig mit ihren Freiern ab, der Betrieb ist nicht daran beteiligt (er treibt lediglich die Mehrwertsteuer ein, für die er haftet). Diese Regelung wird im Kanton Zürich geduldet, in anderen Kantonen jedoch nicht.

Semesterferien in der Schweiz

Bordellbetreiber stehen nach wie vor stets mit einem Bein im Gefängnis. Aus strafrechtlicher Sicht darf eine Prostituierte nicht angestellt werden. Denn sie muss jederzeit frei entscheiden können, ob, wann und zu welchen Konditionen sie einen Gast bedienen will. Doch ohne Präsenzzeiten und Richtpreise, Rechte und Pflichten funktioniert kein Bordell. Zahlreiche Kantone akzeptieren Prostituierte aber auch nicht als Selbständigerwerbende, oder sie setzen die bürokratischen Hürden so hoch an, dass sie gar nicht umsetzbar sind. Stattdessen verlangen sie Arbeitsverträge. Doch liegt es gerade im Wesen eines Arbeitsvertrages, dass Konditionen vereinbart werden, die es gemäss Gesetz gar nicht geben darf. Kurzum: Wie immer ein Bordellbetreiber seinen Betrieb regelt, er bleibt stets angreifbar. Kommt dazu, dass selbst unter den Ämtern keine Einigkeit herrscht. Dieselbe Frau, die das Migrationsamt als Angestellte einstuft, wird von den Steuerbehörden bisweilen als selbständige Freiberuflerin eingeschätzt.

Der Eiertanz am Rande der Rechtssicherheit lässt sich am Beispiel der etwas aus der Mode geratenen Nachtclubs illustrieren. Nehmen wir das «Red Palace» in Basel. Die Frauen, die hier arbeiten, stammen fast alle aus der Ukraine oder aus der Karibik und haben auf acht Monate limitierte sogenannte L-Bewilligungen. Für eine Ausländerin ohne EU-Pass ist dies (neben der Heirat) die einzige Möglichkeit, um in der Schweiz halbwegs legal anschaffen zu können. Offiziell arbeitet sie als Strip-Tänzerin; Prostitution und Animation sind ihr verboten. Zumindest theoretisch. Natürlich wissen auch Beamte, dass das Tanzen im Nachtclub nicht mehr als das Vorspiel ist; das Hauptgeschäft findet in den Hinterzimmern statt. Es wird toleriert. Doch man weiss nie, wann ein übereifriger Staatsanwalt auf die Idee kommt, den Saubermann zu spielen. Peter Senn, der Besitzer des «Red Palace», hat die



Zelebriertes Wohlfühlen: Sexklub «Globe» in Schwerzenbach.

Rechnung schnell gemacht. Gemäss Arbeitsvertrag zahlt er den Tänzerinnen einen Bruttolohn von 5000 Franken im Monat. Ohne den Champagner-Umsatz würde dieser Deal für ihn nie rentieren. Allein für den offiziellen Lohn – fast die Hälfte davon geht an Versicherungen, Steuern, Kost und Logis weg – würde aber auch keine Frau hier arbeiten. Gäste können sich deshalb im Nachtclub für 500 Franken eine Stunde lang mit einem Mädchen auf dem Zimmer vergnügen, Champagner inklusive. Was dort passiert, ist Privatsache.

Ob dieses Geschäftsmodell einer strengen rechtlichen Prüfung standhalten würde, ist

Für die Einkünfte einer Nacht müsste Maria in der Ukraine einen Monat arbeiten.

fraglich. Dabei bemüht sich Senn – ein Ökonom mit Hochschulabschluss – um einen legalen Rahmen. Und dieser kommt wiederum nicht zuletzt den Tänzerinnen zugute.

Im «Red Palace» treffen wir auf Maria. Sie ist 22, stammt aus Odessa und hat einen grossen Teil ihrer Jugend in eine klassische Ballettausbildung investiert. Für die grosse Bühne hat es dann doch nicht gereicht. Maria fing deshalb, etwas spät für ukrainische Verhältnisse, ein Uni-Studium an. Um die Ausbildung zu finanzieren, arbeitet sie während der Semesterferien in der Schweiz, im Nachtclub eben. Sie macht das nicht zu ihrem Vergnügen, doch es ist für sie im Moment die beste Alternative. Was sie hier in einer Nacht verdient, dafür müsste sie in der Ukraine einen Monat lang rackern. Sofern sie überhaupt einen Job findet. Für viele junge Frauen aus ärmeren Ländern ist

die L-Bewilligung als «Tänzerin» eine Chance, wie sie sich nicht oft präsentiert in ihrem Leben. In ihrer Heimat müssten sie in der Prostitution ungleich schlechtere Bedingungen in Kauf nehmen. Viele Ausländerinnen ohne EU-Pass – in der Stadt Basel sind es gemäss offiziellen Schätzungen der Polizei zurzeit mindestens 350 – schaffen deshalb illegal an. Da die offiziellen Klubs einfach zu kontrollieren sind und von der Polizei auch scharf kontrolliert werden, suchen die Illegalen ihre Klientel in der Regel auf dem Strassenstrich. Im Gegensatz zu den «Tänzerinnen» haben sie keinen Anspruch auf einen Grundlohn, Sozialversicherungen oder Krankenkasse. Wegen ihres illegalen Migrationsstatus sind sie geradezu prädestiniert für Zuhälter und ausbeuterische Praktiken. Doch statt diesen Frauen eine legale Alternative zu bieten, will der Bundesrat die L-Bewilligungen für Tänzerinnen nun ganz abschaffen.

Weitgehend vom Markt verdrängt durch die grosse Freizügigkeit wurde derweil das heimische Schaffen. Ausser auf dem Drogenstrich – ein Randphänomen, das heute keine grosse Rolle mehr spielt – sind schweizerische Prostituierte eine Rarität geworden. Man findet sie höchstens noch in den besseren Klubs oder im gehobenen Escort. Studentinnen etwa oder alleinerziehende Mütter, die zu stolz sind, um sich von den Eltern, einem «Sugar-Daddy» oder vom Sozialamt aushalten zu lassen.

Aus purem Vergnügen verkauft sich kaum eine Frau an jeden dahergelaufenen Typen. Eine Frau allerdings, die Sex nicht mag oder gar verabscheut – dessen sind sich alle angefragten Puffiers von Heike über Heidbrink bis Senn einig –, würde es nicht lange aushalten in einem modernen Sexklub. Sie würde auch schlecht verdienen. Denn die Frauen stehen in



Asiatische Lehre: Massage-Etablissement «Andana» in Zürich.

einem viel persönlicheren Kontakt mit ihren Kunden, als dies früher der Fall war. Bevor es «zur Sache geht», wird geschwätzt und geflirt. Auf die Dauer würde es für die meisten Frauen fast unmöglich, ihren Widerwillen zu verheimlichen. Ein normaler Kunde wählt unter diesen Umständen eine andere Frau aus.

Lediglich ein spezielles, kleines, aber wachsendes Segment der Sexbranche befindet sich nach wie vor zu einem guten Teil in den Händen von Schweizerinnen, im wahrsten Sinne des Wortes: die erotische Massage. Für viele Männer ist dies die höchste und reinste Form der Wollust – obwohl oder gerade eben weil es

nicht zum Geschlechtsverkehr kommt. Oft ist die Masseurin bei der Arbeit zwar so nackt wie der Gast. Doch ihre Geschlechtsteile sind für ihn tabu. Der Mann liegt völlig passiv auf der Matte, während ihn die Frau ohne sein Zutun zum Höhepunkt bringt, den eine erfahrene und einfühlsame Handwerkerin, wenn es denn sein muss, über Stunden hinauszögern kann. Ob Tantra-, Tao-, Nuru- oder Shiatsu-Massage, ob nach balinesischer oder thailändischer Schule – der Kunde hat die Wahl zwischen zahllosen Varianten der Erotik.

Eine Pionierin in dieser Hinsicht ist Michelle Gut, die in Zürich Wiedikon unweit vom Einkaufszentrum Sihlcity das «Andana» betreibt, ein Massage-Etablissement der gehobenen Klasse. Im «Andana» wird viel Wert auf Stil und Diskretion gelegt. Bei den Gästen handelt es sich oft um Stammkunden, die sich in der Regel ihren Termin bei einem bestimmten Mädchen telefonisch reservieren lassen – meistens für eineinhalb (370 Franken) bis zwei Stunden (470 Franken). «Bizarre Massagen» – Fesselspiele und dergleichen – kosten rund das Doppelte.

Michelle Gut kam Ende der 1990er Jahre als Studentin erstmals in Kontakt mit der Erotikmassage. Anfänglich war es für sie ein Brotjob, mit dem sich schnell viel verdienen liess. Doch bald faszinierte sie die Kunst der Lust derart, dass sie ihre Liz-Arbeit halbfertig liegenliess und nach Kalifornien reiste, um sich vom Sexologen Joseph Kramer, einem Vorreiter der modernen westlichen Tantra-Schule, in die neusten Techniken einweihen zu lassen.

Mit den klassischen tantrischen Riten und Regeln aus Indien oder dem chinesischen Taoismus haben die westlichen Abwandlungen, die in der Regel in Intimmassagen gipfeln, nicht mehr viel gemein. Trotzdem legt Michelle Gut Wert

darauf, dass ihre Mitarbeiterinnen die asiatischen Lehren kennen, die wichtigsten Rituale anwenden und an ihren Techniken arbeiten. Das esoterische Element gehört dazu wie die sphärische Musik im Hintergrund und das pastellfarbene Dekor; doch entscheidend ist am Ende nur eines: die professionelle Behandlung des zahlenden Kunden.

Referate an medizinischen Kongressen

Michelle Gut tauchte nach der Jahrtausendwende kurz im Rampenlicht der medialen Öffentlichkeit auf, als Pro Infirmis das Thema der sogenannten Berührerinnen lancierte: professionelle Masseurinnen, die Behinderten bei der Erfüllung ihrer sexuellen Bedürfnisse helfen. Nach einem Aufschrei in der Öffentlichkeit stoppte die Behindertenorganisation das Programm, und es wurde wieder ruhig um die Berührerinnen. Doch Michelle Gut führte ihre Mission zusammen mit einigen Kolleginnen weiter. Erfolgreich. Behinderte gehören heute zu ihren Stammgästen, das «Andana» ist, ganz diskret, auch für sie eingerichtet. Sie zahlen ihre Massagen notabene selber. Wie alle anderen.

Michelle Gut referierte schon an medizinischen Kongressen. Im Gegensatz zu vielen Sexologen weiss sie aus praktischer Erfahrung, wovon sie spricht. Unzähligen Männern, deren Existenz durch eine verkrampte Sexualität, Impotenz oder vorschnelle Ejakulation getrübt war, hat sie zu neuer Lebens- und Liebeslust verholfen und damit wohl einige Ehen gerettet. Gleichwohl sah sie sich nie in der Rolle einer Therapeutin. Das «Andana» ist keine Klinik, sondern ein Tempel der Lust. Mit unverhohlenem Stolz präsentiert Michelle Gut eine ganze Reihe von Awards und Auszeichnungen, die ihr die User von Erotikplatt-

Die Kunst der Lust faszinierte sie derart, dass sie ihre Liz-Arbeit halbfertig liegenliess.

formen im Internet verliehen haben. Und wenn sie von ihrem Etablissement und ihren Plänen schwärmt, schwingt Leidenschaft mit.

«Was auch immer wir in unserem Leben machen», trichtert Michelle Gut ihren Masseurinnen ein, «wir sollten es mit Hingabe tun und das Beste daraus machen.» Eines ihrer Ziele hat sie allerdings bloss ansatzweise erreicht: Obwohl das Angebot von «Andana» auch Frauen offensteht – auf Wunsch können männliche Masseur «mit knackigem Body» aufgeboten werden –, ist weibliche Kundschaft rar. Das Bordell für sie gibt es nach wie vor nur in der Fantasie. An Versuchen fehlte es nicht, doch sie sind alle gescheitert. Frauen sind nach wie vor nur in seltenen Ausnahmen bereit, die Erfüllung ihrer sexuellen Bedürfnisse wenn nötig gegen Bezahlung einzufordern. Diese Domäne bleibt bis auf weiteres Männersache. ○



Ökonom Senn vor seinem «Red Palace» in Basel.



EU

«Nein – jetzt erst recht!»

Die Berner FDP-Nationalrätin Christa Markwalder forderte in der *Weltwoche* einen EU-Beitritt der Schweiz. Dem widerspricht ihr Parteikollege *Christian Wasserfallen*. Die Schweiz ginge enorme, fast unbezahlbare finanzielle Verpflichtungen ein.

Eine gemeinsame Währung verschiedener Staaten funktioniert wie ein Getriebe. Die Zahnräder Währungs-, Wirtschafts- und Finanzpolitik müssen ineinandergreifen und sich synchron drehen. Alle Staaten haben daher in den genannten Politikbereichen aufeinander abgestimmte Ziele zu verfolgen, wenn ihre Währung überleben soll. Wie sieht aber heute die Realität aus? – Anders.

Als besonders verhängnisvoll sind unter diesen Gesichtspunkten die Beschlüsse des Europäischen Rates vom März 2005 zu bewerten. Damals lockerte man unter Federführung der rot-grünen Regierung Deutschlands von Bundeskanzler Schröder die strengen Auflagen im Bereich der Staatenverschuldung. Die Kritiker befürchteten schon damals, dass der Euro ins Schlingern geraten wird. Der Name «Schröders Weichwährung» war geboren. Fatal sind indes die Auswirkungen dieser verfehlten Schuldenpolitik. Sie gehen zu Lasten der nachfolgenden Generationen, die ohne Chance auf Besserung dastehen.

Rückkehr zur D-Mark

Das Getriebe Euro funktioniert also nicht mehr. Es gibt jetzt eigentlich nur zwei Wege, die offenstehen. Entweder explodiert die Währungsunion und damit der EU-Gedanke, oder die Mitgliedstaaten fusionieren zu einem Bundesstaat EU. Aber delegieren souveräne Staaten ihre Währungs-, Wirtschafts- und Finanzpolitik einfach so an Brüssel? *Pflasterlipolitik* wie eine Aufteilung der Schulden einzelner Mitgliedstaaten auf andere Staaten, sogenannte Euro-Bonds, funktioniert nicht und führt unweigerlich zum Kollaps des Euro. Deutschland als bedeutendste Volkswirtschaft würde damit ob der gigantischen Belastung selber in den Abgrund gerissen und hätte damit als erstes Land das vitale Interesse, den Euro zu verlassen und zur D-Mark zurückzukehren. Die Explosion des Euro-Raumes und somit des EU-Gedankens wäre perfekt.

Und die Schweiz? Mit der Schuldenbremse hat unser Land in Eigenverantwortung gehandelt und widersteht der Versuchung höherer Staatsverschuldung. Wäre die Schweiz EU-Mitglied gewesen, wir steckten heute garantiert im gleichen Strudel. Unsere marginale Mitbestimmung von 2 bis 3 Prozent in allen Gremien der EU hätte im März 2005 die EU

niemals dazu bewogen, die Schuldenkriterien hart zu belassen. Somit wäre endgültig nachgewiesen, dass die aktive Mitbestimmung der politisch heterogenen Schweiz mit Konkordanzsystem innerhalb der EU eine Mär statt Realität ist. Gravierende Nachteile eines Beitritts würde sich die Schweiz jedoch reihenweise aufbürden:

1 — Die Europäische Union ist nach Lissabon-Vertrag heute mit einer eigenen Rechtspersönlichkeit ausgestattet und besitzt eine ge-



Von der Schweiz profitieren.

meinsame verbindliche Sicherheits- und Aussenpolitik, was unsere Neutralität krass ausschalten würde. Zusätzlich könnte bald auch eine gemeinsame Finanz-, Wirtschafts- und Währungspolitik eingeführt werden.

2 — Heute ist beispielsweise ein EU-Beitritt ohne Euro-Einführung nicht mehr denkbar. Die stabilste Währung der Welt und ein grosser Teil Wohlstandssicherheit in unserem Land würden verschwinden.

3 — Die Schweiz als kleiner und zahlungskräftiger Staat ginge mit einem EU-Beitritt enor-

me, ja fast unbezahlbare finanzielle Verpflichtungen ein.

4 — Statt 8 Prozent hätten wir mindestens 15 Prozent Mehrwertsteuer – eine riesige Zusatzbelastung für die Hochpreisinsel Schweiz.

5 — Gleiches gilt für die direkte Demokratie: Die EU fordert fast ausnahmslos den automatischen Nachvollzug von EU-Recht. Undenkbar in einem Land, wo alles vom Stimmvolk entschieden wird, das sich bei der Umsetzung gefällter Entscheide richtigerweise nicht berirren lässt.

Leuchtturm in Europa

Das sind die sehr triftigen Gründe, wieso die FDP und ich persönlich klipp und klar gegen einen EU-Beitritt und für den bilateralen Weg

Die stabilste Währung der Welt und ein Teil Wohlstandssicherheit würden verschwinden.

einstehen. Das EU-Beitritts-Gesuch von 1992 müsste daher schon lange den Schredder zurückgezogener Anträge durchlaufen haben. Stattdessen wird es ständig zum Gegenstand unnötiger Politspiele. Klarheit beruhigt auch hier die Diskussion.

Heute ist aus genannten Gründen ohne arroganten Unterton nüchtern festzustellen, dass die EU wirklich in vielerlei Hinsicht von der Schweiz profitieren kann. Direkte Demokratie, beispielhafte Finanzpolitik, stabile Währung, Top-Bildungspolitik und damit tiefste Arbeitslosigkeit; all das sind Werte, bei denen die Schweiz einen Leuchtturm innerhalb Europas darstellt. Dieser darf jetzt erst recht nicht mit einem Beitritt erlöschen – die EU sollte sich eben gerade daran orientieren!

Christian Wasserfallen ist Nationalrat und Vizepräsident der FDP.

Der Neonazi-Flüsterer

Am Sonntag trafen sich 200 Rechtsextreme zu einem angeblichen «Naziaufmarsch» auf dem Rütli. Der Basler Extremismusexperte Samuel Althof warnt davor, diese Leute zu dämonisieren. Man spiele ihnen damit nur in die Hände. *Von Andreas Kunz*

In der Woche vom 1. August, wenn andere die Lampions auspacken und sich mit Feuerwerk eindecken, sitzt der Extremismusexperte Samuel Althof in seinem Büro, er telefoniert, berät – und alle Jahre wieder muss er sich ärgern: über «angebliche Fachleute», die den Rechtsextremismus «zur nationalen Gefahr heraufbeschwören». Über Journalisten, die ihm «nicht richtig zuhören». Und über Zeitungen, die «reisserische Artikel produzieren».

Auch diesmal wurde Althof nicht verschont. Für den 5. August kündigte *20 Minuten* einen «Naziaufmarsch» an, am letzten Sonntag trafen sich dann tatsächlich 200 Rechtsextreme auf dem Rütli, ganze Artikelserien erschienen darüber – Althof gab Auskunft, analysierte und versuchte, die Journalisten davon abzuhalten, dem Treiben die gewünschte Plattform zu geben. Vergeblich: «Übertriebene Inhalte, falsche Analysen», bilanziert der Experte die Berichterstattung.

Seit bald zwanzig Jahren schon befasst sich Althof mit dem Thema. Der Basler Jude ist Leiter der Fachstelle Extremismus und Gewaltprävention (Fexx) und Gründer der Aktion Kinder des Holocaust (AKdH). Vor allem aber ist Althof, 56, der Mann, der nicht nur im Büro sitzt, sondern immer wieder den direkten Kontakt mit den Rechtsextremen sucht, sich mit ihnen trifft und es schafft, die jungen Männer und Frauen aus ihrem Umfeld zu holen und ihnen neue Wege aufzuzeigen. «Diese Leute suchen Anerkennung. Man muss sie als Menschen respektieren, statt sie zu dämonisieren.»

Zugestossen ist ihm dabei noch nie etwas. Um seine Familie zu schützen, will er sich in seinem Haus in Oberwil BL trotzdem nicht fotografieren lassen. Althof sitzt in der Küche und erzählt von den rund vierzig Rechtsextremen, die er von der schiefen Bahn gebracht hat. Es handelt sich um junge Menschen aus allen Gesellschaftsschichten – Maurer, Metzger, Schüler, Informatiker oder Logistiker –, die fast alle denselben Hintergrund haben: ein abseiter Vater und eine überforderte Mutter. «Es sind immer sehr ähnliche Geschichten», sagt Althof. Der Rechtsextremismus sei dabei bloss «das Symptom für einen ganzen Strauss von persönlichen Problemen». Ihnen fehle die «Existenzberechtigung», das grundlegende Vertrauen, «von der Welt gesehen und verstanden zu werden». Deshalb die Provokationen zum 1. August, deshalb die Fahnen und Kameradschaften in Verbänden wie Blood & Honor. Es gehe dabei meist um Machtfantasien, sagt

Althof, und mit den reisserischen Berichten würden die Medien diese nur «unnötig bestätigen». Denn der Grundsatz der Szene sei einfach: «Ich wirke bedrohlich, also bin ich.»

«Punktuell gefährlich»

Althof ist ein sanfter Mann, und man kann es sich kaum vorstellen, wie er auf einen persönlichkeitsgestörten Glatzkopf in Springerstiefeln zugeht und das Gespräch sucht. Der erste Kontakt erfolgt denn auch meist über Internet. Statt über Politisches diskutiert er mit ihnen über ihr Wohlbefinden, ihre Freunde und Familie. «Dann sind sie oft baff und werden neugierig.» Althof macht ihnen ein Gesprächsangebot, und auch wenn es nicht immer klappt mit seiner Therapie: «Rückfällig geworden ist noch keiner meiner Klienten.»

Wollen Rechtsextreme nur umarmt werden? Betreibt er damit nicht eine Verharmlosung der gewaltbereiten Szene? Natürlich seien die einzelnen Umstände immer sehr komplex, sagt Althof. Und «punktuell» seien diese Männer auch «sehr gefährlich». Vor allem, wenn sie sich in «programmatische Neonazis» verwandelten, die sich in ihrer Ideologie verankert hätten. Dazu gehörten schweizweit aber nicht mehr als «zwanzig Personen», schätzt Althof. «Von der rechtsextremen Szene geht sicher keine Gefahr aus, die unseren Staat gefährdet.»

Es sind solche Aussagen, die Althof bei anderen Extremismus- oder Rassismusexperten unbeliebt machen. Der grüne Luzerner Politiker und Journalist Hans Stutz oder der Basler Historiker Georg Kreis befassen sich ebenfalls seit Jahren schon mit dem Thema, aber im Gegensatz zu Althof lassen sie keine Gelegenheit aus, um die finstere Drohkulisse aufrechtzuerhalten und zu bewirtschaften – auch wenn rechtsextreme Übergriffe seit Jahren rückläufig sind. Stutz scheue sich auch nicht davor, mit den Extremisten der linken Berner Antifa zu paktieren – obwohl diese «viel gefährlicher» seien, sagt Althof. «Linksextreme sind zahlreicher, besser organisiert und konspirativer.» Vor allem aber seien sie von ihrem Handeln derart überzeugt, dass Althof mit seiner Präventionsarbeit «nur kleine Chancen hat».

«Beobachten und bekämpfen»

Obwohl die Finanzierung seiner Fachstelle auf «wackligen Beinen» stehe, er keine staatlichen Zuschüsse erhält und jedes Jahr von neuem um Geld kämpfen müsse, will Althof die Extremisten weiter «beobachten, erklären und wenn immer möglich: bekämpfen». Von den Medien wünscht er sich, dass sie die Treffen auf dem Rütli oder anderswo als das beschreiben, was sie seien: «ein ungemütliches Theater verlorener Seelen». ○



«Ungemütliches Theater verlorener Seelen»: Rechtsextreme auf dem Weg zum Rütli.

Die Seele bleibt heil

Das Bundesgericht erlaubt einer Katholikin den Austritt aus der Staatskirche, ohne dem Vatikan abschwören zu müssen. Das Urteil ist ein kleiner Schritt auf dem langen Weg zur Trennung von Kirche und Staat. *Von Christoph Landolt*



Gegen Landeskirchen: Papst Benedikt XVI.

Wer katholisch ist und im Kanton Luzern wohnt, ist Mitglied der Römisch-katholischen Landeskirche Luzern. So sieht es die Kirchenverfassung vor. Sophia K. (Name bekannt), eine in der Stadt Luzern wohnhafte Katholikin, wollte aus der Kirchgemeinde austreten, nicht aber ihren Glauben aufgeben. Bei der Landeskirche stiess sie damit auf kein Verständnis. Wäre es nach dieser gegangen, hätte K. dem Katholizismus abschwören und sich von der katholischen Weltkirche distanzieren müssen. Ihr Recht, die Sakramente zu empfangen, hätte sie verwirkt: keine Hostien, keine kirchliche Heirat, keine letzte Ölung.

Das war im Jahr 2002. Sophia K. klagte. Zehn Jahre lang haben sich Richter aller Instanzen über den Fall gebeugt, vom Luzerner Verwaltungsgericht bis nach Strassburg. Letzte Woche hat das Bundesgericht gesprochen, zum dritten Mal bereits: Es sei möglich, aus der Staatskirche auszutreten, ohne die römisch-katholische Konfession aufgeben zu müssen, befanden die Richter.

Mit anderen Worten: Es gibt für Gläubige aller Religionen keine Vorschrift, Zwangsmitglied in einer staatlichen Institution zu sein. Denn darum handelt es sich bei den katholischen Landeskirchen: Bürokratie-Apparate nach irdischem Recht, ohne Grundlage in der katholischen Theologie. Die (zahlreichen) An-

gestellten der Landeskirche sind keine Stellvertreter Gottes, sondern Beamte des Staates. Das Seelenheil ist aus kirchlicher Sicht denn auch nicht abhängig vom Bezahlen der Kirchensteuern. Gemäss kanonischem Recht lassen sich die Sakramente nicht rückgängig machen. Die Kritik an der staatlichen Parallelstruktur kommt denn auch nicht nur von Kirchengegnern, sondern ebenso von der Kirche selbst. Papst Benedikt XVI. hat sich mehrmals gegen die Landeskirchen geäussert, wie sie nur in Deutschland, Österreich und der Schweiz existieren. Erfunden wurde das duale System nicht von der Kirche, sondern von der Politik. Problematisch ist dies vor allem für die Katholiken. Während der protestantische Glaube zwischen dem Gläubigen und dem Himmel keine Organisation kennt, ist der Katholizismus hierarchisch organisiert: Der Stellvertreter Jesu ist der Papst, der sich wiederum von Bischöfen und, auf lokaler Ebene, von Pfarrern vertreten lässt. Die Staatskirche ist ein Fremdkörper, der den Katholiken im 19. Jahrhundert von protestantisch-liberalen Kulturkämpfern aufgezwungen wurde.

Einige der Eingriffe in die Freiheit der Religionen sind seither wieder abgeschafft worden. 1973 hob das Volk das Jesuitenverbot und das Verbot neuer Klöster auf. 2001 wurde der Bistumsartikel gestrichen, der dem Bundesrat das Recht gab, bei der Wahl neuer Bischöfe

mitzureden. Und 2012 werden die Katholiken nun also vom Zwang befreit, der Staatskirche angehören zu müssen.

Von Laizismus keine Spur

Wie laizistisch ist die Schweiz heute? Die Bundesverfassung garantiert dem Einzelnen zwar Religionsfreiheit, delegiert die Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche aber an die Kantone. Wie steht es dort um die Trennung von Staat und Kirche?

Als laizistischer Staat kann die Schweiz nur im Westen bezeichnet werden. In Genf und Neuenburg, beide vom revolutionären Frankreich geprägt, sind die Kirchensteuern fakultativ. Dieselbe Regelung gilt im Tessin. Die anderen Kantone aber gewähren den Kirchen ein Recht auf Besteuerung ihrer Mitglieder – ein enormes Privileg. Während Vereine und andere Glaubensgemeinschaften ihre Mitgliederbeiträge selbst einziehen müssen, leiten die Steuerämter pro Jahr 1,3 Milliarden Franken an die römisch-katholische und die evangelisch-reformierte Kirche weiter. Der Staat betätigt sich als Inkassostelle, die zahlungsunwillige Gläubige strafrechtlich verfolgt.

Meist ist der Kirchenaustritt Formsache. Immer wieder gibt es aber auch Fälle, in denen die Kirchen jemandem Steine in den Weg legen. Die katholische Kirchgemeinde Walchwil im

Kanton Zug etwa brauchte mehr als zehn Monate und die Androhung von rechtlichen Schritten, bis sie einen Austrittswilligen ziehen liess. In Flawil SG weigert sich die katholische Kirchgemeinde seit Monaten, einem Ausgetretenen ein Bestätigungsschreiben auszuhändigen, wegen eines «Formfehlers»: das Taufdatum fehlte. Stefan Amrein, der unter www.kirchen-austritt.ch Formulare und einen Rechtsdienst für Kirchaustritte anbietet, sagt, dass es in rund einem Viertel aller Fälle zu Problemen komme. «Die Kirchgemeinden lassen sich unendlich viel Zeit oder bestehen auf einem Gespräch mit dem Pfarrer, was aber keine Bedingung für einen Kirchaustritt ist», erklärt Amrein.

Im Kanton St. Gallen kostet nicht nur die Kirchenmitgliedschaft, sondern auch der Austritt. Anders als in allen anderen Kantonen reicht ein Austrittsschreiben nicht, verlangt wird auch eine beglaubigte Unterschrift. Kostenpunkt je nach Wohngemeinde: zwanzig bis fünfzig Franken. Die höchsten Hürden, um Austrittswillige am Austritt zu hindern, haben aber die Walliser errichtet. Der Bischof von Sitten, Norbert Brunner, hat vor zwei Jahren verfügt, dass nicht mehr die Pfarrei des Wohnorts, sondern die Taufgemeinde zuständig ist.

«Das ist reine Schikane», sagt Valentin Abgottspon, der Präsident der Walliser Freidenker-Vereinigung. Die Organisation wurde in mehreren Fällen zu Hilfe gerufen, bei denen die Bestätigung der Taufgemeinde nicht zu beschaffen war. In einem besonders kafkaesken Fall lag der Austritt eines Bürgers aus Mund VS seit mehr als anderthalb Jahren auf Eis, weil in der Taufgemeinde kein Taufschein auffindbar war. «Die Kirchgemeinde lässt ihre Schäfchen halt nicht gerne ziehen», sagt Abgottspon. Der Sekundarlehrer kam zu nationaler Bekanntheit, als er sich gegen ein Kreuzifix in seinem Klassenzimmer wehrte. Anstatt für verfassungskonforme Zustände zu sorgen (das Bundesgericht hat Kreuzfixe in der Schule bereits 1990 verboten), hat die Schulleitung den konfessionslosen Lehrer kurzerhand entlassen.

Überhaupt, das Wallis. Im «Vatikanton» (Abgottspon) wird selbst auf den Schein einer Unabhängigkeit von Staat und Kirche verzichtet. Jahr für Jahr lässt sich die Kantonsregierung von Bischof Brunner anlässlich ihres Neujahrsempfangs in corpore die Leviten lesen. Schreibt im Wallis eine Kirchgemeinde rote Zahlen, bezahlt die politische Gemeinde. Ein Konfessionsloser, der nicht dafür haften will, muss seiner Steuererklärung jedes Jahr eine neue Rückforderung beilegen. Dadurch lässt sich nicht verhindern, dass Steuergelder bei der Kirche landen. Die Kantonsregierung unterstützt das Bistum pro Jahr mit rund einer halben Million Franken. Ähnlich funktioniert es im Kanton Waadt, der auf Kirchensteuern verzichtet, weil gleich der ganze Kirchenapparat vom Staat finanziert wird. Der

Kanton Bern, grösster Finanzausgleich-Pflegefall des Landes, bezahlt die Löhne der Priester. Das führt so weit, dass neuerdings ein muslimischer Imam, der für die Seelen der Insassen der Strafanstalt Thorberg sorgt, vom Kanton bezahlt wird.

Die theologischen Fakultäten an den Unis, wo der Priesternachwuchs ausgebildet wird, werden allesamt vom Staat betrieben und finanziert. Eine Studie im Auftrag des Nationalfonds bezifferte die staatlichen Beiträge an die Kirche im Jahr 2010 auf 556 Millionen Franken. Andere Subventionen an die Kirchen sind versteckt. So werden Kinder landauf, landab in den Räumen der Volksschule in Religion unterrichtet, ohne dass die Kirchen dafür Benutzungsgebühren bezahlen müssten.

«Keine schützenswerte Überzeugung»

Keine Zwangsfinanzierung aber ist fragwürdiger als die Steuerpflicht für juristische Personen, wie sie in 21 Kantonen besteht (Ausnahmen: BS, SH, AR, AG, GE). Die Belastung für die Wirtschaft ist beträchtlich. Im Kanton Zürich etwa entfallen rund 10 Prozent der Steuerlast der Unternehmen auf die Kirchensteuer. Auch der muslimische Kebabstandbetreiber und der buddhistische Wirt des Thai-Restaurants müssen die (christlichen) Landeskirchen zwangsfinanzieren. Immer wieder sind Unternehmer dagegen juristisch vorgegangen. Zuletzt hat das Bundesgericht im Jahr 2000 eine Klage abgelehnt. Die Begründung ist seltsam: «Mangels einer schützenswerten religiösen Überzeugung» könnten sich juristische Personen nicht auf die Glaubensfreiheit berufen. Weil eine Firma nicht gottlos oder andersgläubig sein kann, muss sie also religiöse Handlungen unterstützen.

Im Moment haben die Jungfreisinnigen im Kanton Zürich und in Graubünden Volksinitiativen zur Abschaffung der Kirchensteuerpflicht für juristische Personen lanciert. Unterstützung erhalten die Initianten nicht nur vom Gewerbeverband, sondern auch von kirchlicher Seite. Der Bischof von Chur, Vitus

Huonder, zu dessen Bistum Graubünden und Zürich gehören, sagt: «Der Bischof darf die Katholiken bitten, mit ihrem eigenen Geld solidarisch zu sein. Aber er kann nicht die Gläubigen darum bitten, dass sie mit dem Geld der andern, also aller Unternehmen, solidarisch sind.»

Von Seiten der Staatskirche kam unverhohlener Widerspruch. Der Churer Bischof habe grösste Mühe mit den demokratisch verfassten staatskirchlichen Einrichtungen, unkte ein Sprecher der Landeskirche. Ins Zentrum ihrer Kampagne zur Erhaltung der Kirchensteuer wollen die Staatskirchen ihre sozialen Leistungen stellen, von denen auch die Wirtschaft profitiere. Der Ausfall der Unternehmenssteuern führe zu Sparmassnahmen bei den Kirchen, womit letztlich der Sozialstaat stärker belastet würde.

Allerdings hat die Nationalfonds-Studie festgehalten, dass lediglich «ein Viertel bis ein Drittel der Arbeitsleistung» für soziale Zwecke aufgewendet wird. Der Rest ist Verwaltung und Verkündigung. Sparpotenzial gäbe es offenbar durchaus. Die Studienautoren halten fest: «Die Institutionalisierung ist kostspielig.» Die Landeskirchen mit ihrer staatsartigen, eben «institutionalisierten» Organisation verwendeten «einen deutlich grösseren Anteil ihres Stellenetats als die Freikirchen für administrative und unterstützende Tätigkeiten wie Sekretariat, Finanzverwaltung und Sigrisdienst». Die Beamten der Kirchen sind nicht nur zahlreich, sie arbeiten auch längst nicht mehr für Gotteslohn. Wie der *Tages-Anzeiger* kürzlich vorgerechnet hat, hat die katholische Landeskirche im Kanton Zürich die Löhne kräftig erhöht: Benno Schnüriger, der Präsident des Synodalrats der katholischen Landeskirche Zürich, erhält für sein Halbamt (55 Prozent) einen Lohn von 117 000 Franken. Ein Mitglied des Synodalrats erhält für 35 Prozent 65 000 Franken. Vielleicht dachte der Papst letzten September an die Zürcher Landeskirche, als er einen «Überhang an Strukturen gegenüber dem Geist» feststellte. ○



«Reine Schikane»: Freidenker Abgottspon.



Liest die Leviten: Bischof Brunner.

50 Milliarden pro Monat

Die Halbjahresbilanz der Schweizerischen Nationalbank sieht recht erfreulich aus. Doch unter der Oberfläche türmen sich Kosten auf. Je länger die Wechselkurs-Untergrenze von Fr. 1.20 Bestand hat, desto teurer wird es. Die Rechnung wird später präsentiert. *Von Florian Schwab*



Die Kostenuhr tickt: Nationalbank-Präsident Jordan.

Auf den ersten Blick ist der Abschluss erfreulich, den die Schweizerische Nationalbank (SNB) vor zehn Tagen präsentierte: 6,5 Milliarden Franken Gewinn fuhr die Notenbank im ersten Halbjahr 2012 ein.

Doch das ist nur die eine Seite der Medaille: Im gleichen Zeitraum hat sich die Bilanz der SNB von 346 Milliarden Franken auf 435 Milliarden Franken aufgebläht: neues Geld, das die SNB geschaffen hat, hauptsächlich um Euros zu kaufen und damit die Wechselkursgrenze von Fr. 1.20 pro Euro zu verteidigen. Im ersten Quartal konnte die Bilanz noch leicht reduziert werden, sie ist dann aber regelrecht explodiert: Seit Mai muss die SNB jeden Monat rund 50 Milliarden Franken erschaffen, mit denen sie Euros kauft. Im Mai waren es 68 Milliarden, im Juni 59 Milliarden und im Ferienmonat Juli immerhin noch 41 Milliarden.

Jede dieser monatlichen Interventionen bewegt sich in der Grössenordnung der gesamten volkswirtschaftlichen Produktion der Schweiz während eines Monats. Im Moment legt die SNB also auf jeden Franken, den die Schweizer Wirtschaft produziert, einen frisch gedruckten Franken drauf und kauft damit Euros. Diese Euros versucht sie dann teilweise auf andere Währungen umzulegen. Mit diesen Investitionsaktivitäten verbunden war nun der genannte Kursgewinn, der letztlich auf zufälligem Marktgeschehen beruht und sich auch wieder umkehren kann.

Die aufgeblähte Bilanz bedeutet aber auch zusätzliches Risiko. Dieses wächst mit jedem Euro, den die SNB kauft. Mitte Juni berichtete die *Neue Zürcher Zeitung* unter Berufung auf Nationalrat Hans Kaufmann (SVP), die SNB sei im Besitz von deutschen Staatsanleihen im Wert von rund 100 Milliarden Franken und dadurch der grösste Einzelgläubiger des deutschen Staates. Sich auf Gedeih und Verderb der Zahlungsfähigkeit und -willigkeit des deutschen Fiskus auszuliefern, wäre riskant. Tatsächlich stellt sich die Frage: Was macht die SNB mit den eingekauften Euros?

Marktschonende Interventionen

Bis anhin hatte die SNB stets betont, rund die Hälfte der eingekauften Euros in andere Währungen umlegen zu wollen. Gemessen an diesem Ziel, ist die SNB gescheitert: Der Euro-Anteil hat von gut 50 Prozent auf über 60 Prozent zugenommen. «Die Differenz zwischen dem eigenen Zielwert und den Beständen in der Bi-

lanz beträgt etwa 33 Milliarden Euro», rechnet Thomas Kressin vor, Währungsexperte bei der Vermögensverwaltung Pimco in München. Er vermutet, dass die SNB weniger Euro-Verkäufe in Drittwährungen getätigt hat als eigentlich notwendig, weil sie die in den letzten Monaten erfolgte Abwertung des Euro gegenüber dem US-Dollar nicht noch weiter anheizen wollte. Sollte der Euro sich gegenüber anderen Währungen stabilisieren, wird die SNB laut Kressin keine Mühe haben, die überzähligen Euros abzubauen: «Um die 33 Milliarden über ein Quartal hinweg loszuwerden, müsste die SNB rund 500 Millionen Euro pro Tag verkaufen. Das ist machbar.» Das Problem: Solange jeden Monat weitere 50 Milliarden Euro hinzukommen, türmt sich der Euro-Berg in der SNB-Bilanz weiter auf.

Wohin mit den Euros?

Die Euro-Bestandteile ihrer Bilanz muss die SNB anlegen. Dabei ist sie mit denselben Schwierigkeiten konfrontiert wie jeder andere Investor: Welche Gläubiger in der Euro-Zone sind überhaupt noch vertrauenswürdig? Wo gibt es die geringste Enteignung, falls die Euro-Zone doch auseinanderbrechen sollte? Sie legt Wert darauf, nur Papiere mit einem AAA-Rating in ihren Büchern zu haben, gibt aber nicht bekannt, wie sich das Portfolio im Detail zusammensetzt. Aus den veröffentlichten Bilanzdaten schliesst Pimco-Experte Kressin, dass die SNB die im zweiten Quartal erworbenen 127 Milliarden Euro in Geldmarktpapiere mit kurzer Restlaufzeit investiert hat, also Staatspapiere mit einer Fälligkeit von unter einem Jahr.

Diesen Markt, der ein Volumen von total 500 Milliarden Euro hat, dominieren französische Papiere, dann folgen deutsche und niederländische. «Diese kurzfristige Anlagestrategie ist wenig riskant», bilanziert Kressin. Zwar sei die SNB in diesem Marktsegment zu einem «quantitativ bedeutsamen» Akteur geworden, allerdings nicht bedeutsam genug, um einen «anhaltenden Einfluss auf Preis und Rendite» dieser Papiere zu haben.

Die marktschonenden Interventionen der Nationalbank sowie der annoncierte Quartalsgewinn dürfen aber nicht über die mittelfristigen Schwierigkeiten hinwegtäuschen. Vor allem zwei Argumente dürften den Währungshütern Kopfzerbrechen bereiten.

Erstens: Nach der Ankündigung der Wechselkursgrenze vor knapp einem Jahr dauerte es acht Monate, bis die SNB intervenieren musste. Wertvolle Zeit für die Schweizer Industrie, sich auf die Frankenstärke einzustellen. «Dieser Ankündigungseffekt ist im Zuge der sich verschärfenden Euro-Krise im Mai ausgelaufen», stellt Kressin fest. Seither läuft bei der SNB die Kostenuhr. Ihre Bilanz und die Geldmenge steigen rasant an. Die Frage nach dem Kosten-Nutzen-Verhältnis drängt sich auf. Je mehr Franken die SNB erschafft und auf die internationalen Märkte wirft, desto grösser wird das Risiko, dass diese den Weg zurück auf den Schweizer Markt finden und die Preise in die Höhe treiben. Die Folge könnte eine schwer zu kontrollierende Inflation sein.

Zweitens: Anders als von der SNB erwartet, hat sich der Euro gegenüber wichtigen Leitwährungen wie dem US-Dollar und dem japanischen Yen in den letzten Monaten deutlich abgewertet. Da die Schweiz nicht nur mit der Euro-Zone Handel treibt, sondern auch mit dem Rest der Welt, sind die handelsgewichteten Schweizer Exporte aufgrund der Euro-Kurs-Untergrenze billiger geworden. Mit anderen Worten: Die SNB hat im Verhältnis zu Drittländern den Franken stärker geschwächt, als ursprünglich beabsichtigt. Schon vor Monaten hatte Kurt Schiltknecht, ehemaliger Chefvolkswirt der SNB, in der *Weltwoche* angeregt, als Referenzgrösse nicht allein den Euro-Kurs, sondern einen handelsgewichteten Währungskorb heranzuziehen. Allerdings wäre es dann mit der Eindeutigkeit und Berechenbarkeit der SNB an den Märkten vorbei: Ein Kursziel gegenüber mehreren Fremdwährungen eröffnet grössere Interpretationsspielräume als die «rote Linie» von Fr. 1.20.

Derzeit lässt allerdings nichts darauf schliessen, dass die SNB an ihrer Politik etwas ändern

möchte. Die Sprachregelung ist seit fast einem Jahr, dass man bereit sei, «unlimitiert» zu intervenieren, um den Franken/Euro-Kurs über 1.20 zu halten. Basta.

Grenze des Grenzenlosen

Mit jeder zusätzlichen Euro-Milliarde wird eine Abkehr von der Wechselkursuntergrenze teurer, wie ein Rechenbeispiel zeigt: Angenommen, die SNB kauft während vier weiterer Monate je 50 Milliarden Euro auf, dann hat sie im November Fremdwährungen im Wert des gesamten Bruttoinlandprodukts der Schweiz in ihrer Bilanz. Gäbe sie in dieser Situation die Wechselkursgrenze frei, würden die Kosten für die Allgemeinheit dem Prozentsatz entsprechen, um den die Fremdwährungskurse gegenüber dem Franken nachgeben würden: Würde der Franken um 10 Prozent aufgewertet, würde es 10 Prozent des BIP kosten. Das Eigenkapital der SNB wäre im Nu aufgeessen. Mit relativ wenig Fantasie kann man die Szenarien weitertreiben: Falls die SNB im aktuellen Rahmen weiter intervenieren muss, werden ihre Euro-lastigen Devisenreserven in einem Jahr die Grenze von 200 Prozent des BIP überschreiten. Jeder Prozentpunkt, um den der Franken nach einer Freigabe aufgewertet würde, kostete die SNB dann zwei Prozentpunkte des BIP. Eine zehnpromtente Aufwertung würde der Nationalbank einen Verlust in der Höhe von 20 Prozent des BIP verursachen.

Auf einem anderen Blatt steht, wer für solche Verluste geradestehen müsste. Eine Möglichkeit wäre der Ausgleich des negativen Eigenkapitals durch die Kantone (als Eigentümer der SNB) oder den Bund. Als Lösung wären höhere Steuern oder eine Sonderanleihe der Eidgenossenschaft denkbar. Da solche Belastungen politisch schwer zu vermitteln sind, könnte auch die Versuchung entstehen, das Defizit direkt durch neugeschaffenes SNB-Geld auszugleichen. Hier wäre die Folge dann die Inflation. So oder so: Die Rechnung für die Wechselkursuntergrenze wird wohl unerfreuliche Überraschungen bergen. ○

FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN DIREKT NACH HAUSE!



ARVI

THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVI SA · Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano

T +41 (0)91 649 32 88
F +41 (0)91 648 33 75
info@arvi.ch · www.arvi.ch

WWW.ARVI.CH

YQUEM – SAUTERNES 1997

CHF 302.40

Ab 36 Flaschen
CHF 280.80

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE

<p>Trinoro – Tenuta di Trinoro 2009 CHF 221.40 Ab 36 Flaschen CHF 210.60</p> <p>Palazzi – Tenuta di Trinoro 2009 CHF 189.– Ab 36 Flaschen CHF 172.80</p> <p>Saffredi – Fattoria le Pupille Elisabetta Geppetti 2008 CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35</p> <p>Il Carbonaione – Podere Poggio Scalette 2009 CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 34.55</p> <p>Tignanello – Antinori 2009 CHF 61.55 Ab 36 Flaschen CHF 59.40</p> <p>Solaia – Antinori 2008 CHF 194.40 Ab 36 Flaschen CHF 183.60</p>	<p>Le Volte – Tenuta dell'Ornellaia 2010 CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45</p> <p>Messorio – Le Macchiole 2008 CHF 179.30 Ab 36 Flaschen CHF 167.40</p> <p>Pétrus – Pomerol 2009 CHF 3'780.– Ab 36 Flaschen CHF 3'564.–</p> <p>Chardonnay Gaia & Rey – Gaja 2009 CHF 162.– Ab 36 Flaschen CHF 145.80</p> <p>Alion – Vega Sicilia 2008 CHF 52.90 Ab 36 Flaschen CHF 51.85</p> <p>Aalto – Aalto 2009 CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55</p> <p><small>Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.</small></p>
---	---

Stärkung der Schweiz

Die Besteuerung von Finanzgeschäften soll in der ganzen EU eingeführt werden. Was steckt dahinter, und was bedeutet dies für den Bankenplatz?

Von Steffen Bassler



Mehr Steuern: deutscher Finanzminister Schäuble.

Die deutsche Bundesregierung hat sich auf die von der Opposition geforderte Finanztransaktionssteuer geeinigt. Nach den Plänen von Finanzminister Wolfgang Schäuble soll sie in der gesamten EU eingeführt werden. Die Steuer zielt darauf ab, den finanzschwachen Staaten neues Geld in die Kassen zu spülen. Alle Transaktionen in Devisen, Aktien, Anleihen, Rohstoffen und Derivaten wären davon betroffen.

Das deutsche Finanzministerium rechnet mit einem jährlichen Aufkommen von zwei Milliarden Euro, EU-weit soll die Steuer zu Einnahmen von 57 Milliarden Euro jährlich führen. Der Steuersatz von 0,1 Prozent wird für den Käufer und Verkäufer fällig.

Die Idee geht auf den US-Ökonomen James Tobin zurück, der erstmals 1972 eine Steuer auf alle grenzüberschreitenden Devisenspekulationen entwickelte. Die Grundannahme ist in beiden Fällen die gleiche: Spekulationen, vor allem kurzfristige, seien die Ursache für Instabilitäten an den Finanzmärkten. Wenn man auf diesen Transaktionen eine Steuer erhebe, entfalle der Anreiz zur Spekulation, so die Erwartung, und somit sinke das Handelsvolumen – sowie letztlich auch das Risiko von Krisen.

Doch dann fehlen dem Staat die Einnahmen, die mit Hilfe der Finanztransaktionssteuer generiert werden sollen. Man kann nicht beides haben: die Lenkungswirkung und das Auf-

kommen. Zudem ist die Realität eine andere. Denn wo weniger gehandelt wird, sinkt die Liquidität der Märkte – Sondereffekte sind schwerer zu verdauen. Damit erreicht die Steuer das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigt.

Trotzdem gilt die Besteuerung von Finanzgeschäften im krisengeschüttelten Euro-Raum als Wunderwaffe: Sie soll den Staaten Einnahmen verschaffen und das Wachstum befeuern, ohne dabei Kleinsparer und die reale Wirtschaft zu belasten. Die stark belasteten Banken sollen zwar für die Finanzkrise zahlen, aber nicht grundsätzlich destabilisiert werden.

Zusätzlicher Kostenfaktor

Dass bei der Finanztransaktionssteuer vieles nicht zusammenpasst, interessiert kaum noch einen Politiker. Sie gilt als populär, weil niemand sehen will, dass es sich mit der Steuer auf dem Umsatz von Wertpapieren eben nicht anders verhält als mit der Steuer auf Gipfeli und Autos: Schliesslich muss der Kunde dafür zahlen, die Unternehmen erhöhen einfach die Preise. Genauso werden es die Banken tun. Was der Staat an Einnahmen mehr hat, fehlt der privaten Wirtschaft. Zusätzliche Impulse werden im Keim erstickt.

Wieder einmal zeigt sich, wie sorglos Politiker mit den Erkenntnissen der Ökonomie umgehen. In Fachkreisen gilt es nämlich als

sehr unwahrscheinlich, dass die Finanztransaktionssteuer, wäre sie bereits eingeführt, die aktuelle Krise verhindert hätte. Nicht am schnellen Profit interessierte Spekulanten waren ja die Auslöser der Erdbeben an den Märkten, die Ursachen waren vielschichtiger: etwa unseriöse bilanzielle Bewertungen oder das Rating strukturierter Finanzprodukte.

Die Ausfälle einzelner Papiere und der Zusammenbruch des mit Hypothekenkrediten unterlegten CDO – (Collateralized Debt Obligation-)Marktes wurden nicht durch kurzfristige Handelsaktivitäten ausgelöst; eine Finanztransaktionssteuer hätte den Kollaps nicht aufhalten oder bremsen können.

Schlimmer noch: Eine Finanztransaktionssteuer hat erhebliche negative Nebenwirkungen. Denn letztlich ist eine Steuer ein zusätzlicher Kostenfaktor für die Marktteilnehmer. Eine Finanztransaktionssteuer würde die Beschaffung von Kapital verteuern und das Wirtschaftswachstum dämpfen. Die Leistungsfähigkeit der Finanzmärkte würde beeinträchtigt und damit die Wettbewerbsfähigkeit gerade derjenigen Volkswirtschaften beschädigt, die – wie zum Beispiel Deutschland – wegen hoher Lohnkosten auf günstiges Kapital dringend angewiesen sind.

Deshalb sind in der EU Ausweichmanöver der Marktakteure zu erwarten, wenn der Finanzplatz London und andere, nicht europäische Börsenplätze bei der Einführung einer Finanztransaktionssteuer nicht mitmachen.

Die EU sollte von der Schweiz lernen. Diese kennt bereits eine Steuer auf Finanztransaktionen – die Stempelsteuer – und deren negative Auswirkungen. Die Stempelsteuer vertreibt Finanzgeschäfte ins Ausland, welche wir in der Schweiz abwickeln möchten. Die Finanzmärkte sind flexibel und passen sich stets an. Kein Hedge-Fund aus Amerika, keine Bank aus China werden Plätze nutzen, die den Handel künstlich verteuern.

Letztlich könnte die Schweiz allerdings von einer EU-weiten Finanztransaktionssteuer profitieren. Zusammen mit der von der Wirtschaftskommission des Schweizer Nationalrats anvisierten Abschaffung der Stempelsteuer würde (für einmal) die Konkurrenzfähigkeit des Finanzplatzes Schweiz gestärkt.

Steffen Bassler ist Finanzmarktexperte mit langjähriger Investmentbanking- und Private-Equity-Erfahrung sowie Dozent für Corporate Finance.

Chronik einer Täuschung

Der Nationalrat ist dagegen, dass die Schweiz ausländischen Steuerbehörden Amtshilfe bei Gruppenanfragen leistet. Trotzdem stimmt Bundesrätin Widmer-Schlumpf einem internationalen Standard zu, der genau das vorsieht. Das Parlament wird vor vollendete Tatsachen gestellt. *Von Pierre Heumann*

Nächste Woche werden die Nationalräte der Wirtschaftskommission (WAK) um zwei scheinbar harmlose Wörtchen streiten: «im Einzelfall». Diese beiden Vokabeln haben es in sich. Konkret geht es um das Steueramtshilfegesetz: Es regelt die Amtshilfe bei Anfragen ausländischer Steuerämter. Seit der Bundesrat vor mehr als einem Jahr den Entwurf präsentierte, scheiden sich die Geister an den sogenannten Gruppenanfragen. Der Reihe nach:

6. Juli 2011: Im Entwurf, den der Bundesrat dem Parlament zukommen lässt, steht, dass «im Einzelfall» Amtshilfe gewährleistet werde. Damit sind Gruppenanfragen ausgeschlossen. Im Gegensatz zum eigenen Gesetzesentwurf merkt Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) schon damals an: «Wir sagen ja zur Gruppe.»

29. Februar 2012: Der Nationalrat stimmt dem Steueramtshilfegesetz zu – in der Meinung, dass Gruppenanfragen weiterhin kein Thema seien. Entsprechende Bestrebungen der Lin-

nale Amtshilfe nicht nur im Einzelfall zu gewähren, sondern auch für Gruppen von Steuerflüchtigen. «Nach der Zustimmung durch den OECD-Rat müssen die Mitgliedsländer die Änderung in ihrem nationalen Recht umsetzen», fasste das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) die Relevanz des neuen Standards zusammen. Verblüfft müssen die Parlamentarier zur Kenntnis nehmen, dass der Bundesrat sich international zu OECD-Standards verpflichtet hat, obwohl National- und Ständeräte noch nicht entschieden haben, ob die Schweizer Steueramtshilfe künftig Gruppenanfragen zulassen soll oder nicht.

Gefahr oder leere Drohung?

Widmer-Schlumpf begründet das Hin und Her mit der Befürchtung, dass mit Sanktionen rechnen müsse, wer sich quer zur OECD stelle. Trotzdem verneinen sowohl die Departementschefin wie auch ihr Staatssekretär Michael Am-

den meisten Staaten dürften zudem Gruppenanfragen weiterhin daran scheitern, dass sie sich rechtlich nicht überzeugend von den weltweit verpönten und menschenrechtswidrigen «fishing expeditions» abgrenzen lassen, sagt Glutz.

Verworrene Position

Aus den erläuternden Kommentaren der OECD zu den Gruppenanfragen geht zudem hervor, dass der Bundesrat zu Unrecht eine generelle Zulassung von Gruppenanfragen verlangt: «Die OECD meint keineswegs pauschale Gruppenanfragen, sondern sehr gut begründete und spezifizierte Anfragen», sagt Rainer Schweizer, Rechtsprofessor an der Universität St. Gallen. Dementsprechend müsse geprüft werden, ob es überhaupt eine Anpassung des Amtshilfegesetzes brauche. Diese müsste, wenn überhaupt, mit grösster Sorgfalt und Präzision erfolgen – und nicht mit einem pauschalen Begriff.

Investitionen, bei denen Sie nur eines verlieren können. Ihr Herz.

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

ken, unterstützt durch Eveline Widmer-Schlumpf, die Formulierung «im Einzelfall» zu löschen, erhalten keine Mehrheit.

12. April 2012: In einer Notiz an die Mitglieder der WAK empfiehlt Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf, Gruppenanfragen zuzulassen. Eine entsprechende Neukommentierung des OECD-Standards sei zwar staatsvertraglich nicht bindend. «Ihre Berücksichtigung bei der Rechtsanwendung wird jedoch von der Staatengemeinschaft erwartet.»

29. Mai 2012: Der Ständerat streicht diskussionslos die Formulierung «im Einzelfall». Damit sind sich die beiden Kammern uneins, und die Auseinandersetzung muss im Differenzbereinigungsprozess beigelegt werden.

18. Juli 2012: Obwohl die parlamentarische Debatte noch in vollem Gang ist, stimmt die Schweiz im Fiskalkomitee der OECD einem internationalen Standard zu, der Gruppenanfragen erlauben soll. Danach ist internatio-

bühl, dass die Schweiz ein weiteres Mal vor internationalem Druck kapituliert habe.

In einem Interview mit der *Neuen Zürcher Zeitung* sagte Chefunterhändler Ambühl: «Wir haben international nicht den Ruf, uns in voraus-eilendem Gehorsam zu bewegen, im Gegenteil.» Und seine Chefin wehrte sich bei der Präsentation ihrer Halbjahresbilanz als Bundespräsidentin gegen den Vorwurf, sie habe bei den Verhandlungen mit dem Ausland zu viele Konzessionen gemacht: «Die Schweiz ist noch nie eingeknickt», sagte Widmer-Schlumpf.

Nach Einschätzung von Alexander Glutz von der Zürcher Anwaltskanzlei Holenstein bestand für die Schweiz kein akuter Handlungsbedarf. OECD-Sanktionen seien eine leere Drohung. Wer sich Gruppenanfragen verschliesse, habe nicht ernsthaft mit Konsequenzen zu rechnen, so Glutz. Andere Staaten müssten erst einmal nachweisen, dass sie selber solche Gruppenanfragen durchführen. In

Trotz diesen Einwänden geht das bundesrätliche Täuschungsmanöver weiter. Mit der vorgeschlagenen Änderung im Steueramtshilfegesetz verpflichtete sich die Schweiz «im Übrigen» nicht, Gruppenanfragen entgegenzunehmen, schreibt Widmer-Schlumpf in ihrer Notiz. Will sie damit diejenigen beruhigen, die durch Gruppenanfragen eine weitere Aushöhlung des Bankkundengeheimnisses befürchten? Oder möchte sie den Vorwurf entkräften, dass die Schweiz OECD-Regeln bereits dann übernimmt, bevor diese in der OECD beschlossen wurden?

Sibyllinisch schreibt Widmer-Schlumpf, dass ihr neuer Gesetzeswortlaut «Gruppener-suchen lediglich nicht mehr ausschliesst». Noch verworrener wird ihre Position, wenn sie den Parlamentariern anvertraut: Die Schweiz werde «selbstverständlich» mit der Zulassung von Gruppenanfragen zuwarten, «bis dies OECD-Standard wird». ○



«Wir müssen unbedingt mehr Frauen in technischen Berufen haben»: Yahoo-CEO Marissa Mayer, 37.

Einsame Weltklasse

Sie stehen in ihren Firmen da, wo berufstätige Frauen selten hinkommen: ganz oben. Sie managen Milliardenumsätze, ihre Löhne sind sechs- bis siebenstellig. Wie haben sie das geschafft?
Von Beatrice Schlag

Im Juli ging die Wahl von Marissa Mayer zum neuen CEO von Yahoo durch alle Medien. In Europa staunte man etwas über das Aufsehen. Kaum jemand wusste, wer Marissa Mayer ist. Anders in den USA. Dort ist die blonde Ingenieurin von Google spätestens seit 2007 ein geläufiger Name, als *Forbes* sie zum begehrtesten Single des Landes ausrief.

In der Tat war die sportliche und stets ausgesucht modisch gekleidete Computerexpertin eine prächtige Partie. Seit ihrer Einstellung 1999 war die Stanford-Absolventin von Google für ihre Leistungen reich mit Aktien belohnt worden. Der Wert ihres Aktienpakets wird inzwischen auf rund 300 Millionen Dollar geschätzt. Die Kunstsammlerin besitzt ein Penthouse im «Four Season Hotel» in San Francisco, daneben Häuser in Cape Cod und Palo Alto.

Ihr Vermögen mutet weniger astronomisch an, wenn man weiss, was Google ihr verdankt, seit Mayer 1999 als Angestellte Nr. 20 und erster weiblicher Ingenieur im Betrieb eingestellt wurde. Zum Beispiel die schlichte weisse Seite mit dem eingerahmten Suchfeld, die jeder durchschnittliche Computerbenutzer schon hundertfach angeklickt hat, weil er schnell etwas wissen wollte. Nach jahrelanger Arbeit an der Google-Suchmaschine entwickelte sie Google Maps, danach kümmerte sie sich um das lukrative Geschäft mit Lokaldiensten, Anzeigen und Karten. Warum die Karriere der Frau, die mit Google-Mitgründer und CEO Larry Page drei Jahre liiert gewesen war, ehe sie 2008 den Anwalt Zach Bogue heiratete, plötzlich zum Stillstand kam, ist Gegenstand von Spekulationen. Tatsache ist, dass sie 2011 aufgefordert wurde, das Operating Committee zu verlassen.

Ihr Weggang zum serbelnden Internetpionier Yahoo überraschte vor allem deswegen, weil niemand vermutete, Yahoo sei imstande, eine so hochkarätige und prominente Frau abzuwerben. Für einen Jahreslohn von einer Million Dollar und ein Aktienpaket von 56 Millionen wechselte die im sechsten Monat Schwangere im Juli den Arbeitgeber.

Zwei Gründe für den Erfolg

Die spröde Ingenieurin, die sich selbst als Computerfreak bezeichnet und nur ungern über ihre Person spricht, sagte vor einem Jahr über die Gründe für ihren Erfolg: «Jedes Mal in meinem Leben, wenn ich glücklich war über eine Entscheidung, gab es die gleichen beiden Gründe: Ich hatte um mich herum die klügsten Leute, die mich forderten, neu über Dinge nachzudenken. Und ich hatte etwas gewählt,

auf was ich nicht wirklich vorbereitet war. Dann lernt man am schnellsten.» Ihre Entscheidung, bei Google immer elegant gekleidet zu erscheinen, während die meisten Kollegen Shorts und T-Shirts trugen, sagt sie, sei eine sehr bewusste gewesen: «Ich wollte mir in meinem Beruf nicht abhandenkommen. Wir müssen unbedingt mehr Frauen in technischen Berufen haben. Es tut gut zu zeigen, dass man seinen Sinn für Weiblichkeit nicht aufgeben muss, weil man Ingenieurin ist. Mädchen und Frauen müssen wissen, was sie gern tun und in welchem Umfeld ihnen wohl ist. Das hilft, die eigene Stimme zu finden. Ich bin schüchtern, aber niemand bei Google würde mir das glauben. Weil mir hier wohl ist. Sich am Arbeitsplatz wohl zu fühlen hilft, Befangenheit und Schüchternheit zu überwinden.»

Ein Name, den man sich merken sollte

Die 43-jährige Harvard-Ökonomin Sheryl Sandberg, Ehefrau und Mutter eines fünfjährigen Sohnes und einer zweijährigen Tochter, wurde vom *Time Magazine* in diesem Jahr in die Liste der 100 einflussreichsten Persönlichkeiten der Welt aufgenommen. Wer den Namen nicht kennt, sollte ihn sich merken. Nicht nur, weil Sandberg inzwischen mit einem Lohn von 30 Millionen Dollar im Jahr sowie Aktien und Bezugsrechten auf Facebook-Papiere vermutlich eine der wenigen Selfmade-Milliardärinnen der Welt ist. Sondern weil sie sich wie wenige dafür einsetzt, dass im Management von Firmen Frauen sitzen. Und weil sie sich nicht scheut, über die Nachteile einer erfolgreichen weiblichen Karriere zu reden (siehe Kasten Seite 38).

Nach Abschluss des Studiums arbeitete Sandberg bei McKinsey und als Chief of Staff von Finanzminister Larry Summers während der Clinton-Jahre. 2001 wechselte sie wie Mayer zu Google. Sieben Jahre war sie Vizepräsidentin für Global Online Sales und Operations. In dieser Zeit stiegen die Werbeeinnahmen der Firma von einigen Dutzend Millionen auf über zehn Milliarden Dollar. 2008 wechselte sie als Finanzchefin zu Mark Zuckerbergs Facebook. Sie trafen sich bei einer Weihnachtsparty. Zuckerberg hatte nie offiziell einen COO gesucht. Die temperamentvolle Wirtschaftsfachfrau schien ihm, wie er sagte, «einfach perfekt» für seine Firma. Bisher, schrieb der *New Yorker*, «war Facebook vor allem daran interessiert, eine richtig coole Site zu sein. Der Gewinn, dachten alle, würde dann schon kommen.» Sheryl Sandberg machte Facebook mit Anzeigen profitabel. Und sie repräsentiert Facebook nach aussen, was nie eine Stärke Zuckerbergs war. «Sie verfügt in ihrem Auftreten über einen Schliff», schrieb die *FAZ*, «die der Vorstandschef weder besitzt noch anzustreben scheint.»

«Es gibt keine Ausgewogenheit zwischen Arbeit und Privatleben», sagt Sheryl Sand-



«Ich wollte Kinder, er Katzen»: Verlegerin und Chefredaktorin Arianna Huffington, 62.

berg, «deswegen ist es so wichtig, wen man heiratet. Wenn es ein Mann ist, seid sicher, dass er euch nicht nur mit Worten unterstützt, sondern den halben Haushalt macht. Wenn es eine Frau ist, umso besser. Untersuchungen zeigen, dass die Haushaltsaufteilung zwischen zwei Frauen meist ziemlich ausgeglichen ist.»

Geld, wie viel auch immer, macht weibliche Chefs nicht immun gegen Schuldgefühle. «Ich fühle mich schuldig, wenn mein Sohn sagt:

«Es gibt keine Ausgewogenheit zwischen Arbeit und Privatleben.»

«Leg das Blackberry weg und red mit mir.» Das passiert viel zu oft. Ich denke, alle Frauen fühlen sich schuldig. Interessanterweise kenne ich keine Männer, die sich schuldig fühlen, weil sie 100 Prozent arbeiten. Und dass Erfolg Frauen irgendwie peinlich macht oder weniger attraktiv, müssen wir ändern. Was, wenn die Hälfte aller Chefs einmal weiblich sind? Es wäre viel schwieriger, sie alle nicht zu mögen.» Ein Beweis für Sandbergs Aussage, Erfolg mache Frauen noch immer weniger attraktiv, ist das Wort Karrierefrau. Die männliche Form

gibt es nicht, gebraucht wird es meist als Schimpfwort. Nie hört man einen Mann sagen, er habe sich in eine tolle Karrierefrau verliebt.

Die Macht der Liste

Indra Nooyi führte von 2006 bis 2010 die *Forbes*-Liste der mächtigsten Geschäftsfrauen der Welt an. Die in Madras geborene Chemikerin und Mathematikerin ist seit 2001 Präsidentin und Finanzchefin von Pepsico, dem zweitgrössten Getränke- und Nahrungsmittelhersteller der Welt. Nach Absolvierung der Yale School of Management, für die sie ein Stipendium erhielt, zog sie definitiv in die USA. Fünf Jahre nachdem sie von Pepsico eingestellt worden war, hatte sich der Reingewinn der Firma mit dem 63-Milliarden-Umsatz mehr als verdoppelt. *Fortune* zeichnete sie 2009 und 2010 als mächtigste Geschäftsfrau der Welt aus.

Die Inderin hasst diese Listen. «Wenn man anfängt, dir Macht auf einer Liste zuzuordnen, bürdet dir das etwas auf. Es bedeutet unglaublich viel Privilegien und unglaublich viel Verantwortung. Über die Privilegien brauchen wir nicht zu reden. Natürlich genießt man die Aufmerksamkeit. Aber ich kann die Verantwortung nicht vergessen, denn ich bin Chefin eines riesigen Unternehmens. Ich muss es rich-

«Sitze mit am Tisch»

Facebook-COO Sheryl Sandberg über die wichtigsten Erfolgsfaktoren für Frauen.

«Berufstätigkeit mag nicht für jede Frau das Richtige sein. Aber denen, die auch als Mütter im Beruf bleiben wollen, möchte ich drei Dinge sagen:

1 — Sitze mit am Tisch. Frauen unterschätzen ständig ihre Fähigkeiten. 57 Prozent der Männer verhandeln beim ersten Job über ihren Lohn, 93 Prozent der Frauen nehmen, was ihnen angeboten wird. Vor allem aber schreiben Männer sich ihren Erfolg selber zu. Frauen erklären ihn durch äussere Faktoren. Wenn man Männer nach den Gründen für ihren Erfolg fragt, sagen sie: «Weil ich grossartig bin.» Frauen sagen, jemand habe ihnen dazu verholfen oder sie hätten Glück gehabt. Das ist deswegen wichtig, weil niemand das Einzelbüro mit Aussicht bekommt, der nicht mit am Tisch sitzt. Niemand wird befördert, wenn er nicht denkt, er verdiene es.

2 — Mach aus deinem Partner einen wirklichen Partner. Wenn ein Paar berufstätig ist und ein Kind hat, macht die Frau doppelt so viel Hausarbeit wie der Mann und kümmert sich dreimal so viel ums Kind. Die Gründe sind vielschichtig, es geht nicht um männliche Faulheit. Aber ich glaube, wir legen mehr Wert darauf, dass Buben erfolgreich werden als Mädchen. Jedenfalls sind Haushalt und Kinder der härteste Job der Welt, und Frauen haben nur eine Chance, berufstätig zu bleiben, wenn er geteilt wird. Ausserdem sagen Untersuchungen, dass Paare, bei denen beide gleich viel verdienen und die sich daheim die Arbeit teilen, nur halb so oft geschieden werden wie der Durchschnitt. Und mehr Sex haben sie auch.

3 — Geh nicht, bevor du gehst. Frauen, die sich ein Kind wünschen, beginnen sich beruflich unbewusst zurückzulehnen. Dabei ist es das Schwierigste, wenn man ein Kind bekommen hat, wieder in den Beruf zurückzugehen. Dazu muss er richtig spannend und befriedigend sein. Ein Beruf bleibt aber nicht spannend, wenn man sich nicht reingekniert hat in den Jahren, bevor das Kind kam. Frauen müssen den Fuss auf dem Gaspedal halten bis zum Tag, an dem sie ihr Kind bekommen. Und dann erst sollen sie über ihre Zukunft entscheiden, nicht Jahre davor.»

*Ausschnitte aus Sandbergs Rede bei der TED-Konferenz vom 21. 12. 2010 in Kalifornien



«Ich muss es richtig machen»: PepsiCo-Präsidentin Indra Nooyi, 57.

tig machen. Ich muss als weiblicher CEO ein Vorbild sein, vor allem für andere Frauen. Die Verantwortung fällt viel schwerer ins Gewicht als der Genuss der Privilegien.»

Für Erfolg sei es das Allerwichtigste, sagt die Wissenschaftlerin, zu wissen, was man will. «Wer es herausfindet, ist ein gesegneter Mensch.» Ihre Mutter habe sie und ihre Schwester als Kinder jeden Abend geheissen, in einer kleinen Rede zu erzählen, was sie werden wollten. «Es war ganz egal, ob wir Indiens

«Ich sah aus wie ein Kürbis und erregte erschrockene Aufmerksamkeit.»

Premierminister, Präsident oder ein Minister werden wollten», sagt Nooyi, «sie entschied hinterher, wer überzeugender war. Die Siegerin bekam ein Stück Schokolade.» Nooyi ist überzeugt, dass die Reden entscheidend für ihr Selbstbewusstsein und ihren Ehrgeiz waren.

Für ihr erstes Job-Interview als Studentin in Yale kaufte Nooyi für fünfzig Dollar einen schlecht geschnittenen Hosenanzug. «Ich sah aus wie ein Kürbis und erregte erschrockene Aufmerksamkeit.» Als sie ihrem Tutor davon

berichtete, sagte er: «Wenn sie dich nicht in einem Sari akzeptieren können, ist das ihr Problem.» Seither hat sie nie mehr versucht, zu verstecken, «was mich zu mir gemacht hat».

Wie Sandberg ist die 57-jährige Inderin mit amerikanischem Pass verheiratet und Mutter, sie hat drei Kinder. Und auch sie weiss keine Lösung, wie Familie und Arbeit unter einen Hut zu kriegen sind. «Ich weiss nicht, wo die Arbeit aufhört und das Privatleben beginnt. Manchmal ist heimgehen Arbeit, und zur Arbeit kommen ist Freizeit. Mit einer solchen Anstellung verwischt sich das. Mein Glück ist ein Ehemann, der sich selbstverständlich an allem beteiligt, was daheim passiert. Von meiner älteren Tochter, die inzwischen in Washington arbeitet, habe ich Tagebucheintragungen gelesen, als sie etwa acht war. Sie schrieb, sie habe abends am Fenster gesessen und auf mich gewartet, weil sie mir etwas Wichtiges sagen wollte. Sie wartete bis zehn, dann ging sie schlafen. So etwas bricht dein Herz. Was wollte sie mir sagen, dass sie bis zehn wachhielt? Aber dann schiebst du deine Schuldgefühle beiseite und sagst: «Ich mache es, so gut ich kann.» Ich kann nicht leben, wenn die Schuldgefühle überhandnehmen.» Die Frage, ob ihr Einkommen, das im letzten Jahr



«Es ist wichtig, wen man heiratet»: Facebook-COO Sheryl Sandberg, 43.

auf 17,1 Millionen Dollar erhöht wurde, eine treibende Kraft für ihren Arbeitseinsatz sei, verneint sie: «Erfolg ist weder Geld, Prestige noch Macht, die Höhe deines Lohns kann nie deinen Selbstwert bestimmen. Wahrer Erfolg ist Zufriedenheit. Und die stellt sich ein, wenn man seine Zeit dem widmet, was man am liebsten tut. Ich habe immer mehr gearbeitet als alle männlichen Kollegen. Nicht weil ich eine Frau bin, sondern weil ich gar nicht anders kann.»

Furchtlosigkeit bringt Erfolg

Für Journalistin und Bloggerin Arianna Huffington ist nicht Arbeitswut, sondern Furchtlosigkeit Basis für den Erfolg. «Furchtlosigkeit ist nicht das Fehlen von Furcht, sondern ihre Beherrschung. Sie bedeutet, dass man einmal mehr aufsteht, als man auf die Nase fällt. Furchtlosigkeit ist wie ein Muskel, sie wird mit Training stärker. Und dann wird es immer leichter, deine Ängste anzusehen und deinen Träumen zu folgen. Ausserdem hat mich meine Mutter früh gelehrt, dass Misserfolg nicht das Gegenteil von Erfolg ist, sondern ein wichtiger Teil davon.»

Misserfolge gab es in der Karriere der in Athen aufgewachsenen 62-Jährigen eine ganze

Reihe. Die erste grosse Liebe der Griechin, die in Cambridge Wirtschaft studierte und danach als politische Journalistin in London arbeitete, war ein britischer Kollege. «Nach sieben Jahren Zusammenleben war klar, dass wir verschiedene Dinge wollten. Ich wollte Kinder, er Katzen.» Sie trennten sich. Huffington zog 1980 in die USA, um weit weg von ihm zu leben. Ihre ein Jahr später veröffentlichte Biografie von Maria Callas wurde ein Bestseller, ihr Name ein Begriff. 1986 heiratete die kon-

«Misserfolg ist nicht das Gegenteil von Erfolg, sondern ein wichtiger Teil davon.»

servative Journalistin den texanischen Ölmilliardär und späteren republikanischen Abgeordneten Michael Huffington, bekam zwei Kinder und erregte als unermüdliche Wahlhelferin für ihren Mann viel Aufsehen. Der Einsatz war umsonst, Huffington wurde 1994 nicht wiedergewählt. 1997 gab das Paar die Scheidung bekannt, Huffington outete sich als bisexuell. Ungefähr zur selben Zeit begann sich die durch die Scheidung reich gewordene Huffington von der Politik der Republikaner

abzuwenden. 2003 kandidierte die Journalistin, inzwischen eine begehrte Kommentatorin in Radio, Presse und TV, als Unabhängige bei den kalifornischen Gouverneurswahlen gegen Arnold Schwarzenegger, schied aber wegen kläglich umfragewerte frühzeitig aus dem Wahlkampf aus.

Im Mai 2005 lancierte sie mit einer kleinen Gruppe von Mitarbeitern die Internet-Zeitung *Huffington Post*, ein Gemisch aus Prominenten-Blogs, News, Eigenberichten, Wirtschaftsanalysen, Kultur und Unterhaltung. Die kostenlose *HuffPo* war auf Anhieb ein spektakulärer Erfolg. 2011 kaufte AOL die Zeitung für 315 Millionen Dollar. Im Mai dieses Jahres gewann die *HuffPo* für eine zehnteilige Serie über US-Kriegsveteranen als erste kommerzielle Online-Zeitung den Pulitzer-Preis. Chefredaktorin ist nach wie vor die Gründerin.

«Die Tatsache, dass wir als Mütter und Berufstätige sehr gut sein wollen, und die Tatsache, dass wir uns oft nicht so fühlen, zehrt an uns», sagt Huffington. «Jede Frau mit Karriere und Familie kennt die Schuldgefühle, ich rede mit meinen Freundinnen konstant über das Thema. Ich denke manchmal, sie nehmen einem das Kind aus dem Bauch und stecken dafür Schuldgefühle rein.» ○

Das Rätsel um «Hitlers Nachttopf»

Ein Schweizer Geschäftsmann wollte mit einem mysteriösen Goldtopf aus dem Chiemsee das grosse Geld machen. Stattdessen brachte ihn der Kessel in die Mühlen der Justiz. Der Schatz bleibt ein Rätsel: War er ein Geschenk für Adolf Hitler? Oder doch ein Kultobjekt der Kelten? Von Lucien Scherrer

Er geht nicht ans Telefon, sein Geschäftssitz in Rapperswil-Jona ist verwaist, und sein Anwalt Lars Gerspacher sagt: «Wir geben keine Interviews.» Marcel W., so scheint es, ist auf Tauchstation. Doch der schillernde Geschäftsmann aus Meilen am Zürichsee wird schon bald wieder im Rampenlicht stehen. Am 15. und 16. August will er dem Zürcher Obergericht in einem Berufungsprozess seine Unschuld beweisen.

Hinter dem Prozess steckt eine verrückte Geschichte um den grössten europäischen Goldfund der Nachkriegszeit. Das kam so: W. verkaufte ab 2000 im grossen Stil Aktien, die angeblich kapitalgeschützt waren. Trotzdem investierte er mit dem Geld der Anleger über andere Firmen in hochriskante Stahl- und Ölgeschäfte, die im Desaster endeten. Die Rettung sollte ihm ein elf Kilogramm schwerer Topf aus 18-karätigem Gold bringen, der 2001 von einem Taucher aus dem bayrischen Chiemsee gefischt wurde. Über eine seiner Firmen kaufte W. den sogenannten Chiemsee-Kessel 2005 einem Münchner Sammler ab, für 300 000 Euro. Obwohl der Topf mit keltischen Motiven – Horn blasende Krieger, gehörnte Gottheiten – verziert ist, bestehen seit je Zweifel, ob er wirklich aus der Keltenzeit stammt.

Bis zu einer Milliarde Euro

Geschäftsmann W. liess sich davon nicht beirren. Gestützt auf Gutachten, die eine antike Herkunft wissenschaftlich «bewiesen», wollte er den Wert des Kessels in schwindelerregende Höhen treiben. Die Prognosen reichten von 300 Millionen bis zu einer Milliarde Euro. Mit einem Team warb der Finanzjongleur Investoren an, die eine gewaltige Marketingkampagne finanzieren sollten. Reiche Deutsche und Russen pilgerten nach Rapperswil, um sich in W.s noblem Geschäftssitz in dessen Pläne einweihen zu lassen. Insgesamt akquirierte der Zürcher über sieben Millionen Euro, die er jedoch nicht in eine Werbekampagne, sondern in seine maroden Firmen steckte. Kasachische Geldgeber wurden schliesslich misstrauisch und zeigten W. 2006 an. So kam er in die Mühlen der Justiz. Das Bezirksgericht Meilen hat den 63-Jährigen 2011 wegen gewerbsmässigen Betrugs, Veruntreuung und Urkundenfälschung zu einer Freiheitsstrafe von drei Jahren verurteilt. Zudem verknurrte es ihn dazu, 14 geprellten Anlegern rund sieben Millionen Franken Schadenersatz zu zahlen.

Der Angeklagte sieht sich jedoch als Opfer unglücklicher Zufälle und böswilliger Ge-



Gral-Ersatz für okkulte Nazi-Rituale? Geheimnisvoller Chiemsee-Kessel mit keltischen Motiven.

schäftspartner. Deshalb hat er das Urteil weitergezogen. Sein Goldschatz ist beschlagnahmt und liegt seit 2006 in einem begehren Schliessfach der Zürcher Kantonalbank. Den Schlüssel hütet das Konkursamt Rapperswil, das mit der Liquidierung von W.s konkursiten Firmen betraut ist. Der Kessel soll jetzt zugunsten der Anleger verwertet werden – egal, wie der Prozess gegen W. ausgeht. Wie viel dabei herauspringen wird, ist offen. Der Goldwert wird auf 500 000 Franken geschätzt – angesichts der investierten Gelder ein Klacks. Nur ein Wunder – in diesem Fall das Gütesiegel «antik» – könnte das grosse Geld bringen.

Behördliche Schnellschüsse und juristische Ränkespiele haben bis heute jedoch verhindert, dass das Geheimnis um die Herkunft des Topfs gelüftet werden konnte. Es ist nicht bekannt, wann, wozu und von wem er geschmiedet wurde. Und so ranken sich ähnlich viele Legenden um das Artefakt wie um Stonehenge, Kornkreise oder den Maya-Kalender. Bereits über den Fund gibt es mehrere Versionen: Einmal wusste der Taucher sofort, was er da für einen Schatz geborgen hatte; ein anderes Mal missbrauchte er den Kessel zuerst als Blumentopf, bis ihn ein Profi-Schatzsucher namens Jens E. über seinen Glückstreffer aufklärte.

Fakt ist, dass der Freistaat Bayern den Kessel 2002 untersuchen liess. Die Experten der Technischen Universität und der Archäologischen Staatssammlung München verwarfen Theorien über einen keltischen Ursprung rasch – stellten sie doch fest, dass das Gold gewalzt und mit modernen Mitteln gelötet worden war. Wegen der Vorliebe völkischer und nationalsozialistischer Kreise für germanische und keltische Motive vermuteten sie, dass der Kessel in den 20er oder 30er Jahren entstanden sein müsse. Doch kurz darauf verkündete das bayrische Finanzministerium, dass der Kessel zwar nach 1925 entstanden sei, aber keinerlei Bezug zum Dritten Reich habe. Woher man das wissen will, bleibt bis heute ein Geheimnis. Alle Gutachten werden bis heute unter Verschluss gehalten, als ginge es um ein Ufo-Projekt der Bundeswehr.

Eine Erklärung dafür ist, dass der bayrische Staat den Kessel möglichst schnell loswerden wollte. Wäre dieser als Relikt der Nazizeit definiert worden, hätte er gemäss einem Gesetz der Alliierten an den Freistaat fallen müssen. Dieser hätte sich damit aber auch die Pflicht aufgehalst, den Goldtopf vor Missbrauch durch nazistische Kreise zu schützen. «Man hatte Angst, dass der Chiemsee zu einem Wallfahrtsort für braune Gesellen wird», sagt Christian Soika, Kreisheimatpfleger von Oberbayern. Das jedenfalls habe der damalige Finanzminister Kurt Falthäuser (CSU) ihm gegenüber später behauptet.

Doch wäre nach dieser Logik nicht halb Deutschland ein Wallfahrtsort? Von brauner Sosse reingewaschen, konnte der Topf 2002 für 160 000 Euro an den Kunstsammler Herbert S.

veräussert werden, der ihn drei Jahre später an Marcel W. weiterverkaufte. Die Finder und der Grundbesitzer des Fundortes – im Fall des Chiemsees der Staat – teilten sich gemäss geltendem Recht den Gewinn hälftig auf, und die Sache war scheinbar erledigt. Tatsächlich schossen die Spekulationen jetzt umso wilder ins Kraut. Für den Wiener Keltologen Helmut



Nachgebaute Gotenkronen zu Hitlers 50. Geburtstag.

Birkhan ist klar: «Der Kessel war ein Geschenk zu Hitlers 50. Geburtstag.» Der Chiemsee-Kessel imitiere den (nachweislich) keltischen Gundestrup-Kessel, der 1891 in Jütland entdeckt worden war – allerdings auf plumpe Weise: «Alles ist lieblos gemacht, nach dem Motto <Zeit ist Geld>.» Verbürgt ist, dass Hitler zu seinem Wiegenfest am 20. April 1939 mit einer nachgebauten, güldenen Gotenkronen und originalen Partituren Richard Wagners beglückt wurde. Der Goldpott hätte da zwar gepasst – warum er aber nie auf des Führers Gabentisch, sondern im Schlamm des Chiemsees landete, weiss niemand. Wollten die Nazis das Gold bei Kriegsende vor den Alliierten verstecken? Der See gilt unter Historikern jedenfalls als eine Art Müllkippe für Nazi-Devotionalien. Hitler war am Chiemsee oft zu Gast, wo er lokalen Gerüchten zufolge sogar einen Sohn gezeugt haben soll. Der Goldkessel, so besagt eine weitere Legende, habe ihm jeweils als Nachtopf gedient.

Eine ernsthaftere These stellen die beiden Archäologen Thomas Claus und Thomas Hauer in ihrem Aufsatz «Der Goldkessel aus dem Chiemsee – ein archäologischer Kriminalfall» auf: Sie vermuten, dass das Schmuckstück im Auftrag des Nazi-Industriellen Albert Pietzsch (1874–1957) gefertigt wurde, als Geschenk für Heinrich Himmler. Der Reichsführer SS war von der Idee einer «arischen Urreligion» be-

sessen. Er liess nach dem «heiligen Gral» der Arier suchen und plante auf der Wewelsburg in Westfalen einen gigantischen Ordenstempel. Dort, so mutmassen die Autoren, hätte der Kessel vielleicht als Gral-Ersatz für okkulte Rituale verwendet werden sollen.

Kessel für die Wohnwand

Einig sind sich alle Experten, dass die bayrischen Behörden 2002 überstürzt gehandelt haben – und dass der Topf erneut wissenschaftlich untersucht werden sollte. Schliesslich gibt es immer noch Zweifel, ob W. tatsächlich einem Imitat aufgesessen ist. «Es ist nach wie vor nicht auszuschliessen, dass der Fund aus der Keltenzeit stammt», sagt Heimatpfleger Soika. Hoffnung gibt ihm ein Knollenknaukschwert, das auf dem Kessel abgebildet ist: Dieses Motiv habe man erst in den 1960er Jahren als keltisch identifiziert; zuvor habe es als mittelalterlich gegolten. Wie, so fragt der Kreisheimatpfleger rhetorisch, soll das ein Nazi-Goldschmied vorausgesehen haben?

Marcel W. dürften solche Zweifel freuen: Solange Ungewissheit herrscht, blühen Träume vom grossen Geld. Ob er selber daran glaubt, dass dem Topf eine Bedeutung zukommt wie dem Gundestrup-Kessel, weiss nur er selber. Vor dem Prozess in Meilen versicherte er dem *Tages-Anzeiger*, dass das Gold von einer Reinheit sei, die es nur vor Jahrhunderten gegeben habe. Mehrmals behauptete er zudem, dass der Schatz nur verkauft werden müsse, und schon würden die Millionen sprudeln. Laut gutunterrichteten Quellen hat er schon lange einen Vertrag mit dem deutschen Geschäftsmann Artur M. abgeschlossen, der 30 Millionen Euro für den «Gral» lockermachen soll. Der Haken dabei ist, dass M. selber in das Goldkessel-Projekt involviert war – als Investorenfänger. Der Verdacht liegt deshalb nahe, dass der «Wert» des Kessels mit einem Scheingeschäft in die Höhe getrieben werden soll. Das Konkursamt soll einen Verkauf an M. denn auch verhindert haben, was Amtsleiter Heiner Scheuble gegenüber der *Weltwoche* weder bestätigen noch dementieren will.

Derweil gehen die Spekulationen weiter: Die Journalisten Jörg Michael Seewald und Sascha Priester veröffentlichen Ende Jahr ein Buch über den Fall: «Das Rätsel des Chiemsee-Kessels». Über ihre Erkenntnisse wollen die beiden noch nichts verraten. Nur so viel: Was W. erzähle, sei Quatsch. Bleibt die Frage, wer den Geschäftsmann als Besitzer beerbt. Schatzsucher Jens E. hat kürzlich versucht, vor dem Kantonsgericht St. Gallen vermeintliche Rechte am Kessel geltend zu machen, musste aber zurückkriechen. Wer den Topf auch immer kauft, er oder sie könnte mit ihm nach Lust und Laune verfahren: In die Wohnwand stellen, untersuchen lassen, weitervermarkten oder einschmelzen. Letzteres würde jedoch bedeuten, dass das Geheimnis von Hitlers angeblichem Nachtopf für immer ungelöst bliebe. ○



«Ich lebe das Leben eines jungen Vaters»: Uly Foerster mit seiner Tochter Cäcilie.

Wenn Opa Vater wird

Alte Väter sind keine Seltenheit mehr. Wie ist es, wenn der Vater auch der Grossvater sein könnte? Wie ist es fürs Kind, wie für den Rentner-Papi? Gänzlich problemlos, wie viele alte Väter sagen, ist die Konstellation nicht. Drei Berichte von der Front. *Von Daniela Niederberger*

In einem Alter, da andere Golf spielen oder Wein sammeln, hantieren immer mehr Männer mit Nuggi und Schoppen. Und es sind nicht ihre Enkelkinder, mit denen sie am Sandkasten sitzen. Als Einzelphänomen sind alte Väter nichts Neues. Pablo Picasso war 68, als seine Tochter Paloma zur Welt kam. Der Schauspieler Anthony Quinn wurde mit 81 Jahren nochmals Vater, Clint Eastwood mit 67. Neuere Beispiele sind Franco Knie, der mit 55, und Marcel Ospel, der mit 56 Jahren Vater von Zwillingen wurde. Nicolas Sarkozy, 57, hat kein Amt mehr, dafür ein Bébé. Wer so berühmt ist, hat es nicht schwer, eine Frau zu finden, die auch noch gern ein Kind von ihm hätte.

Die späte Vaterschaft ist nichts Aussergewöhnliches mehr: Die Zahl der Männer über fünfzig Jahre, die Vater wurden, hat sich in der Schweiz seit 1979 nahezu verdreifacht, von 388 auf 988. Wurden im Jahr 1979 ganze vier Män-

ner im Alter von sechzig nochmals Vater, waren es 2010 schon 23.

Der Grund dafür ist schnell genannt: Die vielen Scheidungen haben zur Folge, dass etliche Männer im fortgeschrittenen Alter erneut heiraten. Nicht selten ist die zweite (oder dritte) Frau erheblich jünger – jung genug jedenfalls, um noch Kinder zu wollen. Vermutlich ist es in vielen Fällen der Wunsch der Frau, eine Familie zu gründen. Ihr Freund im Frührentner-Alter macht mit, um sie nicht zu verlieren. Kritiker reden von Jugendwahn und Midlife-Crisis; nur, dass nicht eine Harley, sondern eine neue Familie angeschafft wird. Deutlicher formuliert es die deutsche Psychologin Anna Schoch. Sie spricht von «purem Egoismus». «Wer glaubt, sich mit Kindern einen Jungbrunnen zu schaffen, betrügt nicht nur sich selber, sondern auch alle anderen Beteiligten», sagte sie jüngst in einem Interview.

Geht es um den Wunsch, das Altern hinauszuzögern? Sind es egoistische Männer, die verdrängen, dass sie bald Witwen und Waisen hinterlassen? Oder sind es einfach die unergründlichen Wege des Lebens? Wir haben mit zwei späten Vätern gesprochen und mit der heute erwachsenen Tochter eines alten Vaters. Alle drei kommen aus Deutschland, wo das Phänomen dasselbe ist wie hierzulande.

Felicitas Heyne, Psychologin und Buchautorin, hatte bei ihrer Geburt einen 61-jährigen Vater.

«Ich merkte schon früh, dass mein Vater älter war. Ich wurde von den anderen Kindern gefragt: «Ist das dein Opa?» Gestört hat mich das nicht. Das war ja nicht böse gemeint. Meine Freundinnen waren eher neidisch auf mich, weil mein Vater mehr Zeit hatte. Als ich im Schulalter war, war er viel zu Hause. Er war oft



«An eine Abtreibung dachten wir keine Nanosekunde»: Matthias Franck mit seiner Frau und Tochter Mathilda.

draussen unterwegs, mit meinen Freundinnen und mir, machte Lagerfeuer und sammelte Kastanien. Die anderen Väter sassen im Büro. Er war mir sehr zugewandt.

Sein Alter war aber auch eine Belastung. Ich habe früh begriffen, dass Grossväter sterben, er es also auch würde. Ich fing an, mir Sorgen zu machen um ihn, guckte ihn jeweils an, um zu sehen, wie es ihm geht. Es gab da eine Schlüsselszene. Ich war so um die fünf Jahre rum, wir gingen an einem Nachmittag zum Schlitteln. Der kürzeste Weg führte über einen Friedhof. Wir stapften durch den Schnee, da sagte er: «Wenn ich mal hier liege, besuchst du mich mal.» Das legte bei mir einen Schalter um. Ich bekam Angst um ihn. Ich fragte später einmal meine Mutter, ob das ein Thema gewesen war zwischen ihnen. Sie sagte: «Nie.» Sie habe selber auch nie Bedenken gehabt. «Ich hab immer gedacht, er ist unsterblich», sagte sie halb im Witz. Ich war 30 Jahre alt, als er mit 92 Jahren starb.

In der Pubertät knallten andere mit Türen und stritten mit ihren Eltern. Ich hab das nicht gemacht. Meine Mutter brauchte nur zu sagen: «Da wird Papa traurig sein. Da wird sich Papa ärgern.» Er war aber auch kein Vater, den man anbrüllt, er stellte keine Reibungsfläche dar. Er war ja faktisch zwei Generationen älter

als ich. «Scheisse, ich mach alles anders», das sagt man zur Generation vor einem. Ihm zuzuliebe habe ich auch auf Konfrontationen mit meiner Mutter verzichtet.

Er war geistig sehr fit und hat bis zum Abitur mit mir Mathe geübt. Er hat Ableitungen besser verstanden als ich. Bei Veranstaltungen der Schule waren immer nur die Mütter da – und mein Vater. Er war der Hahn im Korb. Das fand ich schön.

Es gab eine Kluft zwischen seiner Lebenswelt und dem, was mir wichtig war, zum Beispiel beim Thema Musik. Oder was Jungs betraf. In der Pubertät stellen sich ja viele Väter komisch an. Aber meiner war auch noch aus einer anderen Generation als die anderen Väter, er hatte andere Moralvorstellungen, war deutlich altmodischer. Ich wollte nicht die Einzige sein, die immer um halb zehn daheim sein musste. Wenn mich mal ein Junge begleitete, gab es einen Riesentanz.

Man muss sehen: Mein Vater war 1905 geboren worden, er hatte es erlebt, dass im Dorf der elektrische Strom eingeführt wurde – im Kuhstall, weil es wichtig war, Licht zu haben, wenn eine Kuh kalbt.

Jüngere Eltern liessen viel durch, waren gegenüber den Kindern nachgiebig. Bei mir wa-

ren die Zügel eng angezogen. «Ich hab meine Pubertät verpasst», hab ich später gesagt. Dass jemand bei mir übernachtet hätte oder ich bei einer Freundin, das gab es nie. Das fand er abstrus: «Kommt nicht in Frage! Da kann weiss Gott was passieren.» Er war überbesorgt.

Mein älterer Halbbruder sagte jeweils: «Das Kleinchen wurde beglückt.» Meine älteste Halbschwester war so alt wie meine Mutter. Die erste Frau meines Vaters starb, und er heiratete meine Mutter.»

Felicitas Heyne hat diverse Bücher geschrieben. «Online zur Traumfrau» heisst eines. Das neueste: «Fremdenverkehr – Warum wir so viel über Sex reden und trotzdem keinen mehr haben».

Während Heyne im Rückblick auch die Schwierigkeiten sieht, wollen die die frischgebackenen alten Väter noch nicht wahrhaben:

Matthias Franck, Radiojournalist und Dokumentarfilmer, war bei der Geburt seiner Tochter 61 Jahre alt.

«Bei uns war nichts geplant, es war ein Zufall. Waren wir fahrlässig? Meine Frau glaubte, sie sei unfruchtbar, sie hatte einmal Denguefieber, da sinken die Chancen, Kinder zu bekommen, gegen null. Sie war auch schon 42. Ich war schon jenseits der sechzig. Alles ging irr-



«Ich bekam Angst um ihn»: Psychologin Heyne.

sinnig schnell. Sie war schwanger, bevor ich ihre Handynummer wusste. Ich sah, dass sich ihre Brust verändert hatte, und sagte ihr: «Du bist schwanger.» Sie: «Blödsinn!» Ich: «Doch, ganz sicher.» Wir kauften einen Test, und da war es deutlich zu sehen. Ich empfand es als grosses Glück. An eine Abtreibung dachten wir keine Nanosekunde.

Ist es ein Vorteil, ein alter Vater zu sein? Das kann ich schlecht vergleichen. Ich empfinde es als grandiosen Vorteil. Ich bin gelassener. Gelassener als meine Frau. Kürzlich war ich fünf Tage mit dem Kind allein, meine Frau war auf Geschäftsreise. Es war anstrengend, man muss jede Sekunde voll da sein und aufpassen. Aber das Vergnügen ist gross! Ich mache eine Grimasse, und sie kann sich vor Lachen weg-schmeissen. Es ist ein solcher Gewinn: Ich weiss, es tönt pathetisch, aber Mathilda ist das grösste Glück meines Lebens.

Sie ist jetzt gut ein Jahr alt. Ich habe nicht mehr Zeit als früher, aber ich will die Familie in mein Lebensmodell integrieren. Wichtig ist Geduld. Geduld üben, das ist eine hohe Disziplin, die immer wieder neu zu lernen ist. Füttern, ständiges Aufheben von Gegenständen. Ich habe mir nie vorstellen können, wie befriedigend diese Sisyphusarbeit sein kann. Der Löffel, der Keks, die Trinkflasche, alles wird von ihr von der Tischplatte gefegt und soll immer wieder neu aufgelegt werden. Sich auf elementare Hilfsdienste reduziert zu wissen, Sklave des eigenen Kindes zu sein, kann Spass machen.

Dabei bleiben nicht nur Schlaf, sondern auch eigene Bedürfnisse auf der Strecke. Betrachten wir es als Tauschgeschäft: Wo bekommt man für eine einzige Grimasse, für ein Pippi-Langstrumpf-Lied auf der Ukulele

ein Lächeln, unterstützt von wedelnden Armen?

Ich kann mir nicht vorstellen, dass es für Kinder eine grosse Rolle spielt, wenn der Vater vom Alter her auch der Grossvater sein könnte. Ich kann sie nicht fragen. Ich weiss nicht, wie sie es mit vierzehn oder fünfzehn Jahren empfinden wird, ob sie mich dann verleugnet und ich ein paar Schritte hinter ihr gehen muss. Aber wenn sie so selbstbewusst wird wie ich, wird es ihr egal sein. Ich habe es schon erlebt, dass kleine Kinder riefen: «Der Opa kommt.» Damit muss ich leben. Wenn es Erwachsene sagen, ärgert mich das schon. Von der Fitness her mache ich mir keine Sorgen. Ich war in meinem Leben noch nie krank. Ich denke, ich werde mein Kind noch sehr gross sehen. Meine Mutter wurde 93.

Ich mache ja auch alles mit! Ich robbe auf dem Boden herum, wälze mich im Sandkasten. Kinder lieben das. Und ich mache, wenn nötig, immer noch den Köpfler vom Fünf-Meter-Turm. Ich bin sicher, keiner der Väter in der Kita, alle zwanzig bis dreissig Jahre jünger, würde das machen. Dafür habe ich weniger Haare als sie.

Mein Vater hat nie etwas mit mir gemacht. Ich war der Nachzügler, er war 49, als ich zur Welt kam. Er brachte mir Schach bei, das war's. Das wird mir nicht passieren. Ich kenne vierzigjährige Greise, im Vergleich zu denen bin ich zwanzig Jahre jünger.

Materiell wächst Mathilda sicherer auf als andere Kinder oder als ich aufgewachsen bin. Ich habe nicht einen Euro geerbt. Sie erbt ein Haus am See. Ausserdem hat sie eine hochintelligente Mutter und einen nicht gerade dummen Vater. Aber wir erdrücken sie nicht mit Affenliebe. Mathilda war zwei Wochen bei den Schwiegereltern, dann war sie, wie gesagt, fünf Tage mit mir zusammen, weil ihre Mutter in Kambodscha war für die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit. Meine Frau ist Juristin und hat Völkerrecht studiert.»

Uly Foerster, ehemaliger Journalist (unter anderem beim Spiegel), war bei der Geburt seiner Tochter 60 Jahre alt.

«Unser Kind ist jetzt vier und war ein Wunschkind. Oft ist es ja so, dass der Wunsch von der Frau kommt, und die Männer lenken ein, um die Beziehung zu retten. Wir hatten lange Diskussionen, das schon. Ich bin im vorgezogenen Ruhestand und habe viel Zeit. Wenn man ein Kind hat, sollte man sein Leben ändern. Man kann nicht so tun, als sei nichts gewesen. Mein Tagesablauf ist vom Kind bestimmt. Meine Frau, sie ist 45, arbeitet nach der Kinderpause wieder. Väter in der «Rushhour of Life» sehen ihre Kinder laut Statistik ein paar Stunden am Wochenende. Das fand ich nie die richtige Lösung. Kinder brauchen beide Eltern. Unsere Kleine ist bis um dreizehn Uhr im Kindergarten. Einer von uns holt sie ab, und

der Rest des Tages bis zum Schlafen gehört dem Kind.

Ich habe noch nie gedacht: «Hätte ich doch früher Kinder gehabt.» Mir sind die Probleme, die es mit sich bringt, ein alter Vater zu sein, durchaus bewusst. Ich weiss, wie endlich die Zeit ist, jetzt mehr denn je. Mit etwas Glück habe ich noch zwanzig Jahre, und vier davon sind schon rum!

Andere Männer in meinem Alter gehen am Morgen ins Tennis und haben Kegelabende. Ich lebe das Leben eines jungen Vaters. Ich spiele, lese vor, mache mir Gedanken, in welche Schule unsere Tochter soll.

Aber natürlich weiss jeder, dass man mit 65 nicht mehr 25 ist. Alte Väter reden sich immer raus mit: «Was wollt ihr, ich bin ja noch fit!» Wie wichtig ist es fürs Kind, dass einer topfit ist? Mir ist klar, dass ich mit 85 nicht mehr so fit sein werde wie mit 60. Ich mache zweimal in der Woche Sport. Ich möchte so lange als möglich funktionsfähig bleiben, was anderes kann man nicht tun in meiner Situation.

Der Vorwurf, alte Väter seien verantwortungslos, geht ins Leere. Meine Frau und ich haben mehr diskutiert als jedes junge Ehepaar. Wichtig ist es, dass man in der Situation, in der man sich befindet, verantwortungsbewusst

«Ich mache, wenn nötig, immer noch den Köpfler vom Fünf-Meter-Turm.»

handelt. Voraussetzungen wollen, was alles sein könnte, bringt nichts. Da dürfte man ja auch nicht heiraten, weil man weiss, dass jede zweite Ehe geschieden wird und man dann Scheidungswaisen hinterlässt. Mir war in jedem Moment bewusst, worauf ich mich einlasse.

Klar, bin ich schon gefragt worden, ob ich der Opa sei. Das ist offenbar für alte Väter eine schreckliche Vorstellung. Mir ist das völlig egal. Der, der das sagt, sagt das ja arglos. Als unser Kind einjährig war, sagte mal jemand: «Hast du aber einen netten Opa.» Da fühlte ich mich bemüsst, mich zu erklären. Das lasse ich jetzt bleiben. Man produziert nur peinliche Situationen. Es fühlen sich nur Männer betroffen, die glauben, mit 65 noch wie 35 sein zu müssen. Man ist nicht nur so alt, wie man sich fühlt – alles Unsinn! Man ist so alt, wie einen die Umwelt wahrnimmt.»

Matthias Franck schreibt ein Buch, «Junges Glück in reifen Jahren», das im nächsten Jahr erscheinen soll

Uly Foerster: Alte Väter. Vom Glück der späten Vaterschaft. Fackelträger. 192 S., Fr. 8.90



Essay

So lebt sich's ohne Vorhaut

Seit ein deutsches Gericht in der Knabenbeschneidung den Tatbestand der Körperverletzung erfüllt gesehen hat, entfaltet sich eine Diskussion über Religionsfreiheit. Aber wie ist das eigentlich für einen Mann, wenn er keine Vorhaut hat? Von Thomas Meyer

Fünf Monate lang hatte ich sie, meine Vorhaut. Fünf Monate diskutierten meine Eltern darüber, ob ich sie behalten sollte. Meine Mutter hatte ihre Meinung gemacht: Ein Jude muss beschnitten sein, überdies sei es hygienischer. Mein Vater, kein Jude, stimmte mal zu, mal nicht, und als er gerade mal wieder zustimmte, schaffte mich meine Mutter zum jüdischen Urologen, der den Eingriff fachmännisch vornahm, soweit ich das beurteilen kann.

Es verging viel Zeit. Eines Tages fiel mir auf, dass mein *Schnäbi*, wie es familienintern bezeichnet wurde, anders aussah als bei den anderen Jungs. Auf Anfrage hin erklärte mir meine Mutter, ich sei beschnitten, wie alle Juden. Ich konnte mit dem Begriff «beschnitten» genauso wenig anfangen wie mit dem Begriff «Jude». Einen logischen Zusammenhang konnte ich erst recht nicht erkennen. Dass aber weder am einen noch am anderen etwas zu ändern war und beides einen Unterschied zur Mehrheit der Menschen darstellte, war mir da schon klar.

Es kam die Zeit, da ich näher mit den Frauen zu tun bekam. Sie lieferten deutlich überzeugendere Argumente für die Beschneidung, wie ihren erfreuten Reaktionen zu entnehmen war. Besonders mutige unter ihnen erkundigten sich bereits beim zweiten Treffen nach dem Zustand meiner Genitalien, und es zeigte sich mehr als einmal, dass die Antwort den weiteren Verlauf des Abends zu meinen Gunsten beeinflusste. Ich ging in der Folge dazu über, Hinweise auf meine jüdische Herkunft möglichst früh zu streuen. «Jude» und «beschnitten» waren endlich zu brauchbaren Begriffen geworden.

Aufgrund meiner Erfahrungen beschloss ich eines Tages: Sollte ich je einen Sohn haben, werde ich ihn auf jeden Fall beschneiden lassen. Nicht aus religiösen Gründen, die sagten mir nie etwas. Hingegen sollte auch mein Sohn in freudestrahlende Frauengesichter blicken dürfen. Auch er sollte derart herrliche Komplimente zu seinem Penis erhalten.

Mit der schützenden Vorhaut wird allerdings auch die Empfindsamkeit beschnitten. Das mag hinsichtlich der sexuellen Standhaftigkeit ein Vorteil sein; kommt es jedoch zum Einsatz von Kondomen, wird es ein Problem. Geschlechtsverkehr zeigt sich damit als regel-

recht dumpf. Und so kam es eben häufig nicht zum Einsatz von Kondomen, die ich auch in spiritueller Hinsicht stets als störend empfand.

Als Verhütungsmethode wandte ich deshalb eine mehr oder weniger perfektionierte Form des Coitus interruptus an. Die Perfektion bestand aus zwei Schritten: Erstens studierte ich einschlägige Schriften, die mich darin anleiteten, durch Fingerdruck auf einen bestimmten Punkt im Perineum den Samenfluss zu unterdrücken. Zweitens griff ich bei Frauen, von denen ich definitiv kein Kind wollte und



«Ich weiss noch, wie du gebrüllt hast.»

wusste, dass sie ihrerseits nicht verhüteten, letztlich doch zum Kondom.

Es gibt vermutlich zuverlässigere Methoden der Empfängnisverhütung, und je nachdem erwischt man besagten Punkt auch nicht mehr so genau. Also bekam ich – ein Wunder, dass es so lange gedauert hatte – mit der Frau, mit der ich mir bestens vorstellen konnte, ein Kind zu haben, einen Sohn. Als er zum ersten Mal nackt vor mir lag, wusste ich: Ich werde es niemals zulassen, dass sich irgendjemand mit einem Messer diesem wunderbaren Wesen nähert.

Seit ich Vater bin, empfinde ich die Beschneidung als Körperverletzung. Nicht zuletzt, weil

der kleine Kerl keinerlei Möglichkeit hat, seine Meinung zu diesem Thema kundzutun. Denn auch das ist eine Form der Verletzung: prägende Lebensentscheidungen für jemanden zu fällen, ohne dessen möglichen Willen überhaupt einzubeziehen.

Die Mama des Sohnes derweil ist eine entschlossene Verfechterin der Beschneidung. So wiederholte sich 38 Jahre nach der Diskussion meiner Eltern die Frage: Wird der Bub beschnitten oder nicht? Seine nichtjüdische Mama argumentierte nicht mit der Thora, sondern mit der Ästhetik. Ich gab ihr recht, war aber der Meinung, es stehe ihr nicht zu, den Penis ihres Sohnes schön zu finden – und mir nicht, ihm zu wünschen, er möge Komplimente dafür erhalten. Sein Penis, fand ich, sei seine Privatsache. Nicht unsere.

Auch mein Vater befand lakonisch: «Es wird nicht an meinem Enkel herumgeschnipelt!» Er sagte auch: «Ich weiss noch, wie du gebrüllt hast.»

So stehe ich dem Thema heute ambivalent gegenüber. Einerseits weiss ich, wie sehr die Damen einen beschnittenen Penis schätzen, wobei mir nicht bekannt ist, inwieweit dies ihr Verhalten tatsächlich lenkt. Den Satz «Ich möchte unsere Beziehung beenden, aber du bist beschnitten, drum bleibe ich» habe ich jedenfalls nie gehört.

Die Überlegung andererseits, aufgrund der verminderten Empfindsamkeit gewissermaßen halb blind durch die Frauenwelt gewandelt zu sein, betrübt mich etwas. Ich wüsste nur zu gern, wie sich Sex mit einem Penis im Originalzustand anfühlt. Ich werde es nie herausfinden. Dennoch ist daraus nie ein Vorwurf an die Adresse meiner Eltern erwachsen; die seltenen Gedanken in diese Richtung werden durch die Erinnerung an den Jubelgesang meiner Gefährtinnen rasch vertrieben. Es fällt auch schwer, einer Mutter böse zu sein, die einem ein derart formidables Dating-Tool wie das Judentum in die Wiege gelegt hat.

Hätte ich keinen Sohn, würden die Vorteile der Beschneidung für mich überwiegen. So jedoch ist es mir eindeutig lieber, wenn ich ihm nie sagen muss: «Ich weiss noch, wie du gebrüllt hast.»

Thomas Meyer ist Schriftsteller und Werbetexter, zuletzt erschien von ihm der Roman «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» (Salis).



Murten ist mehr

In den Burgunderkriegen schreibt die Eidgenossenschaft Weltgeschichte – wenn auch im Interesse des französischen Königs. Bern öffnet die Schweiz Richtung Romandie. *Von Peter Keller*

Manchmal schreibt das Wetter Weltgeschichte. Seit Tagen weicht der Regen das Terrain und die Moral der Truppen auf. Karl von Burgund steht vor Murten. Mit ihm ein Tross von rund 23 000 Mann. Anfang Juni 1476 war der ehrgeizige Herzog vor dem gut befestigten Städtchen aufgetaucht. Er brennt auf Vergeltung. Vor wenigen Monaten hatte Karl unweit von Murten, bei Grandson am Neuenburgersee, eine der teuersten Niederlagen seiner Zeit eingefahren. Hals über Kopf mussten sie fliehen. In Panik. «Sauve qui peut!» Obschon sein Heer fast ausschliesslich aus Berufssoldaten aus ganz Europa bestand und mit modernsten Waffen ausgestattet war, hatte es dem wuchtigen Angriff der Eidgenossen nichts entgegenzusetzen. Umsonst habe der Herzog versucht, die fliehenden Massen zu stellen und wieder zu ordnen. Sie hinterlassen fast ihre ganze Habe: kostbare Gewänder und Teppiche, Gold, Hunderte von Geschützen.

«Wir kommen bald in die Stadt und werden euch fangen, töten und an euren Gurgeln erhenken.»

Immerhin hielt sich aus Sicht der Burgunder der Verlust an Menschenleben in Grenzen: Höchstens 1000 Mann blieben auf dem Schlachtfeld liegen. Den Eidgenossen fehlte eine brauchbare Kavallerie, die den Flüchtenden hätte nachsetzen können. Zudem lockte reiche Beute. Allerdings verflog die Euphorie rasch wieder. Hinter dem Lager bot sich ein grausiger Anblick: Die Burgunder liessen nach der Eroberung die ganze Besatzung Grandsons aufhängen – obschon sie den 412 Männern freies Geleit zugesichert hatten. Nun sollte es also zur Wiederauflage, zur eigentlichen Entscheidungsschlacht kommen. In Lausanne formte Karl ein neues Heer. «Wie ein zorniger Bär» habe er sich aufgemacht, schreibt der Chronist Diebold Schilling der Jüngere (um 1460–1515). Jetzt geht es ins Zentrum seiner Konkurrenz: nach Bern. Gleichsam im Vorübergehen soll die Festung Murten fallen, wo sich Adrian von Bubenberg mit rund 2000 Getreuen verschanzt hat. Eine solche Streitmacht will der Herzog nicht in seinem Rücken wissen.

Mit grosser «Gewalt und Macht» sei der Burgunderherzog vor Murten aufmarschiert, und man habe sogleich angefangen, Gräben

anzulegen und die zwei grossen Hauptbüchsen gegen die Stadt zu richten, um die Mauern niederzuschliessen (siehe Bild gegenüber, untere Ecke links). Dann lässt Karl zur Einschüchterung eine Art Defilee veranstalten. Vor den Augen der Verteidiger demonstrieren die Burgunder ihre Stärke und schreiten in voller Montur an den Stadtmauern vorbei. Zeugt dieses Getue noch von Selbstbewusstsein – oder schon von Hochmut?

Brachiale Feldjustiz

Weitere psychologische Spielchen folgen. Die Belagerer schiessen Bogenpfeile nach Murten hinein, versehen mit Papierzetteln. Auf einem, weiss Diebold Schilling zu berichten, habe gestanden: «Ihr Bauern, übergebt die Stadt und das Schloss, ihr vermöget euch nicht zu halten; denn alle Hämmer möchten nicht Gelds genug schlagen, dass ihr damit erlöst würdet; wir kommen bald in die Stadt und werden euch fangen, töten und an euren Gurgeln erhenken.» Den blutigen Wink mit Grandson verstand jeder. Wenn Karl der Kühne, wie er in den zeitgenössischen Quellen genannt wird, mit diesem Geplänkel den Widerstandsgeist der Verteidiger brechen wollte, erreichte er das pure Gegenteil: Die Berner um Adrian von Bubenberg halten heroisch dem scheinbar übermächtigen Ansturm stand, während die übrigen Orte mit ihren Kontingenten herbeieilen. Voraus ging ein strategischer Fehler der Burgunder. Ihr Herzog wollte seine unterbeschäftigten Truppen in Kriegsstimmung halten und nebenbei zwei nahe Brückenköpfe erobern (Laupen an der Sense und Gümminen an der Saane), um dann umso rascher gegen Bern vorstossen zu können.

Tatsächlich konnte er weder den Übergang im nördlichen Gümminen einnehmen noch die Brücke bei Laupen weiter oben. Dafür löste Karl der Kühne mit seinem Vorpreschen unnötig früh – und wohl auch unabsichtlich – den Bündnisfall aus. Die beiden Brückenköpfe waren nämlich ureigenes Berner Territorium, womit die eidgenössischen Hilfsverträge in Kraft traten. Das war bei der Belagerung Murten nicht der Fall. Die Stadt wurde erst das Jahr zuvor (1475) den Savoyern abgeluchst in einer grösseren Reihe von Feindseligkeiten zwischen Bern (und dem verbündeten Freiburg) und Burgund, das seinerseits als Schutzmacht Savoyens auftrat.



Mit grosser «Gewalt und Macht»: Schlacht bei

Die Schlachtordnung von Murten ist gut dokumentiert und war auch den Zeitgenossen bekannt. Diebold Schillings Darstellung ist deshalb mehr als eines der sonst üblichen schematisierten Heldengemälde. In der Ecke links ist das Lager Jakobs von Savoyen zu erkennen, der zugleich Graf von Romont war. Das Hauptlager der Burgunder befindet sich in der Mitte rechts. Die grössere und stattlichere Zeltanordnung untersteht dem Befehl Karls, der über dem Platz in einem hölzernen Zelthaus thront. Das kleinere, durch einen Flechtzaun abgetrennte Lager gehört Antoine le grand bâtard (der grosse Bastard), dem Halbbruder



Murten, 1476.

Karls, einem unehelichen Sohn von Philipp III. Herzog von Burgund (1396–1467). Auffällig ist die nachlässige Bewachung: Nur eine Handvoll englischer Bogenschützen verteidigen Antoines Lager.

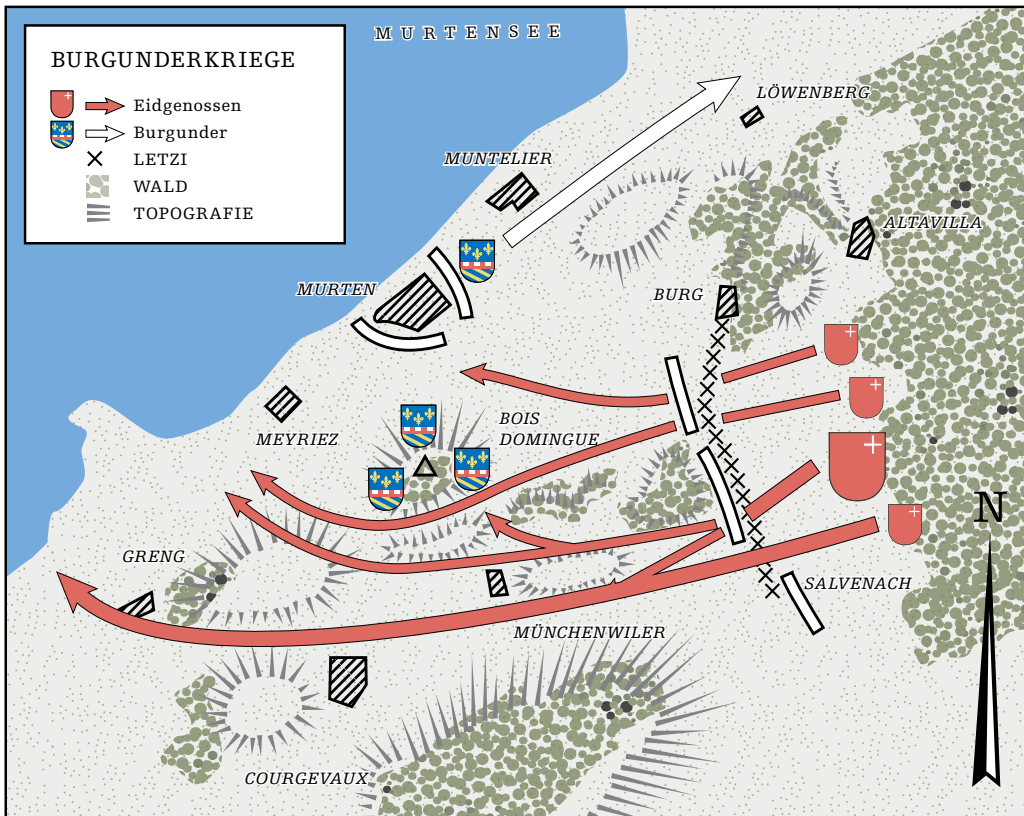
Schilling verbindet den militärischen Alltag mit dem eigentlichen Kriegsgeschehen. Während in der oberen Hälfte bereits die Schlacht tobt und Herzog Karl in seiner goldenen Rüstung aus dem rechten Bildrand flieht, hat der Luzerner Chronist auch ein Auge für Nebengeschichten. In der Ecke links ist eine Marketerin gerade dabei, die Wäsche am See auszuschlagen. Dahinter dampft Wasser in einem

Bottich, über dem offenen Feuer hängt ein Kessel, in der Feldküche wird Fleisch gebraten. Unweit der Frau verrichtet ein Soldat seine Notdurft über einem Balken direkt in den See. Weiter oben, ungefähr in der Mitte des Bildes, sind zwei Hinrichtungen (eine mit Schwert, die andere mit Spieß) zu sehen: Feldjustiz brachial.

Auf dem Weg zum dritten grossen Player
Das Hauptquartier Karls befindet sich auf dem Bois Domingue, einer Anhöhe vor Murten (siehe Karte zum Schlachtverlauf auf Seite 48). In der Anmarschrichtung der Eidgenossen liess der Herzog einen mit Artillerie bestück-

ten Sicherheitswall, den sogenannten Grünhag, errichten. Dieser habe sich etwa parallel zur Strasse Burg–Salvenach längs dem eingeschnittenen Burggraben bis gegen den Nordrand erstreckt, schreibt der Militärhistoriker Hans Rudolf Kurz. «Mit der Lage dieses starken Hindernisses beabsichtigte Karl, selbst den Ort zu bestimmen, wo die Schlacht geschlagen werden sollte.» Den Ort schon, aber nicht den Zeitpunkt der Schlacht.

Grössere Abordnungen der Eidgenossen waren schon eingetroffen. Dazu stiessen die verbündeten Fähnlein aus dem Oberelsass und dem süddeutschen Breisgau und schliesslich



Fast vollständig ausbremst: Verlauf der Burgunderkriege.

Herzog Renatus von Lothringen mit seinen Reitern. Noch in der Nacht auf den 22. Juni treffen als Letzte 2000 Zürcher im eidgenössischen Lager ein. «Fürsten, Ritter, Städte und Bauern standen nebeneinander zum gemeinsamen Kampf» (Hans Rudolf Kurz). Eine ungewöhnliche Mischung, normalerweise stehen sich die Schweizer Landleute und der Adel als Feinde gegenüber. Aber eben: Murten ist mehr. Hier schreibt die Eidgenossenschaft Weltgeschichte, indem sie eine aufstrebende Macht fast vollständig ausbremst und verstümmelt.

Karl der Kühne war drauf und dran, zum dritten grossen Player in Westeuropa zu werden. Im Hundertjährigen Krieg mit England (1337–1453) hatte sich Frankreich verausgabt. Im Windschatten der Ereignisse verstanden es die burgundischen Herzöge, ihre Herrschaft auszuweiten, ohne es – vorerst – mit dem französischen Königshaus zu verderben. Der grösste Coup war die Vermählung mit der Erbtöchter des Grafen von Flandern. Nach dem Tod seines Schwiegervaters 1384 fiel Philipp dem Kühnen (1342–1404) das ersehnte Erbe zu, ein Gebiet, das in etwa dem heutigen Belgien entspricht und neben anderen Besitzungen auch die Grafschaft Burgund umfasste, die von den herzoglichen Stammländern bis zum Schweizer Jura reichte. Philipps Nachfolgern gelang es, mit Heiratspolitik und Eroberungen die beiden weit auseinanderliegenden Territorien zu verbinden, zuletzt Karl dem Kühnen, der 1475 die Herzogtümer Lothringen und Bar besetzte (eine gute Übersichtskarte ist auf Wikipedia unter dem Stichwort «Karl der Kühne» zu finden).

Nun kam der Burgunder endgültig den anderen Grossmächten ins Gehege. Schon als sein Vater 1467 starb, signalisierte Karl dem französischen König sofort «seine geringe Bereitschaft, ihn als seinen Souverän anzuerkennen. [...] Die Beziehungen blieben gespannt, und zwei Jahre später sagte sich der Herzog von Burgund vollständig von Frankreich los, während Ludwig XI. nur noch darauf sann, Karl zu vernichten», schreibt der Historiker Hermann Kamp.

Die Spinne Ludwig führt Regie

Wie Karl zurückbinden? Zunächst schloss Ludwig ein Bündnis mit Bern. Danach war er die treibende Kraft, als es um die Versöhnung der Habsburger mit den Eidgenossen ging. Herzog Sigmund von Österreich hatte noch 1469 einen Vertrag mit Karl abgeschlossen, um ihn als Schutzherrn gegen die Eidgenossen zu gewinnen. Als Gegenleistung verpfändete der Habsburger dem Burgunder Herzog seine vorderösterreichischen Besitzungen im Oberelsass. Allerdings mochte Karl der Kühne allein deswegen keinen Stellvertreterkrieg gegen die Schweizer führen. Wieder führt die Spinne Ludwig im Hintergrund Regie: Er vermittelt die Versöhnung zwischen Österreich und der Eidgenossenschaft und finanziert den Rückkauf der verpfändeten elsässischen Gebiete. Am 2. Januar 1475 ratifizieren die beiden Parteien den als «Ewige Richtung» bezeichneten Vertrag.

Mit diesem Schachzug war dem französischen König die Isolation Burgunds gelungen. Nun konnte er nur noch zufrieden zuschauen, wie ein Dominostein den nächsten umwarf. In



Auf dem Feld erschlagen: Karl der Kühne stirbt in

Bern setzte sich in den frühen 1470er Jahren der Heisspohn Niklaus von Diesbach durch. In der Folge liessen die Räte Kriegsbanden gegen das Waadtland ziehen. Diese Freischaren eroberten 1475 in kurzer Zeit 16 Städte und 43 Burgen – unter ihnen Murten. Wieder fiel ein Dominostein. Savoyen rief seinen Verbündeten aus Burgund zu Hilfe. 1476 war Karl für den Vergeltungsschlag gerüstet. Wie schon erwähnt, erobert er zunächst die Festung Grandson und richtet das Massaker an. Ein eidgenössisches Entsatzheer überrascht die Burgunder allerdings so sehr, dass sie überstürzt fliehen.

Der grösste Coup war die Vermählung mit der Erbtöchter des Grafen von Flandern.

Dieser Dominostein wackelte erst. Noch war kein eindeutiger Sieger auszumachen. Karl rüstet zum zweiten Schlag.

Es ist der 21. Juni 1476. Beide Heere sind versammelt. Die Burgunder kennen jedoch die wirkliche Stärke ihres Gegners nicht. In einem persönlichen Erkundungsritt hatte Karl bloss einen Teil des eidgenössischen Lagers überblicken können und fühlte sich umso siegesgewisser. Gegen Abend befahl er seine Truppen zurück in die Lager, nachdem diese den ganzen Tag in Gefechtsstellung den Angriff erwartet hatten. Die Quellen berichten vom starken Regen. Auch die Nacht hindurch schüttete es und am darauffolgenden Morgen. Karl ist nun vollends überzeugt, dass die Eidgenossen bei diesem Wetter nicht angreifen.



der Schlacht bei Nancy, 1477.

Ganz nahe dabei ist Johann Peter Panigarola, ein Gesandter vom Hofe des Herzogs von Mailand. In einem Bericht schreibt er seinem Herrn: «Und nun vernehme Ew. Exzellenz alles über die Niederlage, wie sie erfolgt ist; ich kann sie mit Gewissheit beschreiben, da ich bei allem selbst gewesen bin. Aber, wie ich geschrieben habe, war die Angst, die ich an dem Tage gehabt hatte, so gross, dass mir noch in jener Nacht wegen der durch die Schweizer ausgestandenen Verfolgung Herz und Seele zitterten.»

Auch bei ihm ist vom Regen die Rede, aber mehr noch von der Sturheit Karls, der einfach nicht wahrhaben wollte, was sich weiter östlich zutrug: dass nämlich die Eidgenossen in einem Sturmangriff den Grünhag durchbrachen, um in einer Zangenbewegung die gegnerischen Truppen zu umschliessen. Aber ausgerechnet Karl, den sie den Kühnen nennen, «zögerte so lange mit der Besteigung des Pferdes, dass, als er endlich aufgesessen war, die Unsrigen sich schon zur Flucht wandten».

«Ihr habt begehrt, euch zu rächen»

Noch in der Nacht auf den 22. Juni war der Kriegsrat der Eidgenossen zusammengekommen. Einen eigentlichen Oberbefehlshaber kannten die Schweizer nicht. Es galt der Mehrheitsentscheid. Am Morgen stellte eine grössere Aufklärungsgruppe fest, dass das Hauptheer der Burgunder auf dem vorgesehenen Schlachtfeld fehlte. Die Gelegenheit war günstig. Gegen Mittag schritten die Eidgenossen zum Angriff – und wie durch göttliche Vorsehung klarte das Wetter auf.

Der Schweizer Geschichtsschreiber und Staatsmann Johannes von Müller (1752–1809) erzählt, wie einer der Hauptleute, Hans von Hallwyl, sich vor dem entscheidenden Gang an die versammelten Männer wandte: ««Biderbe Männer, Eidgenossen, Bundesgenossen! Hier sind sie vor euch, die Mörder eurer Brüder zu Grandson, zu Brie, die über euer Vaterland, eure Weiber und Kinder zu Lausanne das Los geworfen. Ihr habt begehrt, euch zu rächen: Hier stehen sie, vor euch. [...] Streite jeder, als wäre das ganze Glück des Tages, des gemeinen Wesens der Eidgenossen und aller seiner Geliebten in seiner Hand allein. Brüder, auf dass er unsern Vätern half, heute auch mit uns sei, sammelt euch; betet!» Sie fielen nieder, breiteten die Arme aus. Indem sie beteten, drang die Sonne durch die Wolken in ihrer vollen Pracht vor! Schnell der Feldherr auf, schwenkte hoch sein Schwert und rief: «Biderbe Männer! Gott will uns leuchten; auf! Gedenket eurer Weiber und Kinder. Deutsche Jünglinge, wollt ihr den Welschen eure Geliebten preisgeben?»»

Ein paar Stunden später sind die Burgunder fast vollständig vernichtet – und mit ihnen die Grossmachtpläne von Karl. Noch ein letztes Mal wird der Herzog versuchen, das Kriegsglück zu wenden. Im lothringischen Nancy (5. Januar 1477) ist dann endgültig Schluss. Der Kühne wird auf dem Feld erschlagen. Ludwig XI. sieht seine Taktik aufgegangen. Ohne grosses eigenes militärisches Zutun ist der König seinen grössten Widersacher im Reich losgeworden. Und die Schweizer? Nutzen sie den Sieg auch politisch? Nicht wirklich. Die Eidgenossen machen den Triumph über Karl vor allem zu Geld. Für 50 000 Gulden geben sie die Waadt zurück an Savoyen. Die Freigrafschaft Burgund wird 1479 um 150 000 Gulden an Ludwig verkauft. Bern und Freiburg behalten ein paar Gebietskrümel zurück: Murten, Echallens, Grandson und Orbe als gemeine Herrschaften. Erlach und Aigle blieben im alleinigen Besitz Berns. Es waren die anderen sieben Orte, die auf die Bremse traten. Sie hatten schon vor den Burgunderkriegen Berns Expansionspolitik kritisch beäugt. Trotzdem verfügen die Berner nun über einzelne territoriale Brückenköpfe und öffnen damit den Weg in die heutige Westschweiz.

Burgund ist marginalisiert. Frankreich und Habsburg teilen sich die territoriale Beute. «Damit standen sich die beiden Dynastien Valois und Habsburg in den südlichen Niederlanden und in der Freigrafschaft Burgund, die beide an Maximilian fielen, unmittelbar gegenüber», schreibt der Schweizer Historiker Thomas Maissen. «Ihr Gegensatz wurde zur Ursache für fast alle europäischen Kriege bis ins 18. Jahrhundert.» Unfreiwillig mitverantwortlich für diese Situation sind die eidgenössischen Handlanger der Weltpolitik.

Nächste Folge: Schwabenkriege

Burgunderkriege

Zahlen und Fakten

In mehreren Schlachten vernichteten die Eidgenossen das Heer Karls des Kühnen von Burgund. In der Hauptschlacht von Murten stehen dem burgundischen Tross von 23 000 Mann ungefähr 25 000 Eidgenossen mit ihren Verbündeten gegenüber.

Ursachen und Anlass

Mit dem Bündnis von 1468 versuchen Bern, Solothurn und die freie Reichsstadt Mülhausen (1468), ihre Besitzungen im Elsass und im südlichen Schwarzwald auszuweiten. Herzog Sigmund von Österreich holt Hilfe bei Herzog Karl. Damit stossen die Interessen Burgunds und diejenigen der Eidgenossenschaft direkt aufeinander, zumal Karl auch Schutzherr Savoyens ist, dessen Gebiete bis in die heutige Romandie reichen.

Folgen und Bedeutung

Mit Herzog Karl geht auch Burgund als aufstrebende Mittelmacht zwischen Frankreich und dem deutschen Reich zugrunde. Bern expandiert in die Westschweiz.

Chronologie der Ereignisse

1468: Bündnis zwischen Bern, Solothurn und Mülhausen gegen Herzog Sigmund von Österreich. Sigmund ruft Karl von Burgund als Schutzherrn. Dieser bekommt das Elsass als Pfand.

Ab 1469: Der burgundische Landvogt presst das Elsass aus, worauf Sigmund den Frieden mit den Eidgenossen sucht.

1475: Friedensvertrag zwischen Habsburg und den Eidgenossen: «Ewige Richtung». Vor allem die Berner und Burgund geraten einander ins Gehege.

2. 3. 1476: Niederlage Karls des Kühnen bei Grandson. Verlust seiner Geschütze und seiner kostbaren Habe.

22. 6. 1476: Revanche bei Murten misslingt. Das burgundische Söldnerheer wird von den Eidgenossen aufgerieben.

5. 1. 1477: Karl stirbt in der dritten und letzten Schlacht (Nancy).

Ausflugstipp:

Die «Murtenlinde» in der mittelalterlichen Altstadt von Murten, die an den Sieg von 1476 erinnert.



«Bitte, macht keine Witzfigur aus mir»: Hollywood-Legende Marilyn Monroe.



Dem Himmel zu nah

Von Daniele Muscionico

Stars werden in Hollywood gemacht. Und Höllen im Himmel ersonnen. Im Himmel von Hollywood lebt der Star, der das unschuldigste Traumland und den vollendeten Stoff schuldhafter Albträume verkörpert, das Beste und das Schlechteste von Hollywood: Marilyn Monroe, 86 Jahre alt, zum Geburtstag am 5. August hat sie sich vermutlich eine Zigarre angezündet und herzlich gelacht. Monroe die Kunstfigur, Marilyn das künstlichste Kunstprodukt seit Erfindung des Zelluloids.

Wie hat sie gelebt? Wie ist sie gestorben? War es Selbstmord, und wenn ja, wo sind die Beweise? War es Mord, und wenn ja, wer hat ihn angestiftet, ein Kennedy, das FBI, die Mafia? Doch ein Rätsel will keine Antwort, Marilyn tat, was man von ihr erwartet hatte, lebte ihren eigenen Film und starb einen fremden Tod: Thrill, Suspense, Irrenhaus und Drogenkonsum, Fehlgeburten und Scheidungen, das perfekte Drehbuch. Und alles erlebt von einer klarsichtigen Frau, die am Ende ihres letzten Interviews bat: «Bitte, macht keine Witzfigur aus mir.» Und natürlich haben wir aus ihr gemacht, was uns gefiel: eine Venusfalle, das unschuldige Mädchen, ein Psychowrack.

Wahr ist, dass die Monroe zeitlebens eine fantastische Quelle der fantasievollsten Zitate war. Ob Agenten diese für sie schrieben, ob sie sie selber ersann, einerlei. Wer heute Marilyn zitiert oder über sie zitiert, weiss, dass er die Wahrheit mit Lügen erzählt, seien die Zitate richtig oder falsch. Die Monroe lebte zeitlebens als Zitat, und das Zitat – dieses Bonmot ohne Anspruch auf Begründung – ist wohl das Einzige, das ihr je gerecht wurde und noch immer gerecht wird.

Nach diesem Prinzip ist im Taschen-Verlag zum 50. Todestag des Stars ein Buch erschienen, das die Spitze aller Monroe-Hysterie nochmals auf die Spitze treibt. Zwei der begnadetsten Schwindler Hollywoods fantasieren je auf ihre Weise eine Fantasiefigur, Norman Mailer, der Schriftsteller, und Bert Stern, der Fotograf. Der eine hat seinen Weltruf mit den letzten Bildern des Stars begründet; der andere nähert sich ihr als «Psychohistoriker» – und man weiss, dass bereits seine Monroe-Biografie in erster Linie eine Autobiografie war und sie es trotzdem nicht schaffte, den Star für den Rest von uns zu ruinieren. Happy Birthday, Missis President! Denn das wäre die Monroe heute, hätte sie nicht mehr Lust auf Himmel, Zigarren und auf lautes Lachen gehabt.

Norman Mailer/Bert Stern: Marilyn Monroe.
Taschen, Köln

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ...
(*Carl's Books*)
- 2 (2) **Henning Mankell**: Erinnerung
an einen schmutzigen Engel (*Zsolnay*)
- 3 (3) **Donna Leon**: Reiches Erbe (*Diogenes*)
- 4 (5) **Jean-Luc Bannalec**: Bretonische
Verhältnisse (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 5 (-) **Isabel Allende**: Mayas Tagebuch (*Suhrkamp*)
- 6 (6) **Ingrid Noll**: Über Bord (*Diogenes*)
- 7 (8) **Rachel Joyce**: Die unwahrscheinliche
Pilgerreise des Harold Fry (*Krüger*)
- 8 (-) **Alex Capus**: Skidoo (*Hanser*)
- 9 (9) **Jussi Adler-Olsen**: Das Alphabethaus (*DTV*)
- 10 (7) **Viveca Sten**: Die Toten von Sandhamn
(*Kiepenheuer & Witsch*)

Sachbücher

- 1 (1) **André Häfliger, Georges Wüthrich**:
Dölf Ogi – So wa(h)r es! (*Weltbild*)
- 2 (3) **Philippe Pozzo di Borgo**:
Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 3 (2) **Rolf Dobelli**:
Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 4 (5) **Jacky Gehring**: Body Reset –
Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 5 (6) **Rhonda Byrne**: The Magic (*Droemer/Knaur*)
- 6 (4) **Lukas Fischer**: 1001 Ausflugsziele –
Familienspass im Freizeitland (*Weltbild*)
- 7 (-) **Gerald Hüther**: Was wir sind
und was wir sein könnten (*Fischer*)
- 8 (9) **Kurt Lauber**: Der Wächter
des Matterhorns (*Droemer/Knaur*)
- 9 (10) **Pierre Dukan**: Die Dukan-Diät
(*Gräfe und Unzer*)
- 10 (-) **Jamie Purviance**:
Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Mediacontrol

Apropos: Heinz de Specht

So elegant hatte wohl noch nie jemand das Schweizer Fernsehen unterwandert. Letzten Dezember waren die drei Musiker von Heinz de Specht in «Jeder Rappen zählt» zu Gast, jener Spendensendung, in der sich die SRG mit einer Aufdringlichkeit als Wohltäterin aufspielt, die jedem Heilsarmisten die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte. Die drei griffen zu ihren Instrumenten und sangen davon, wie egal ihnen diese Spendenaktion sei, Hauptsache, sie seien im Fernsehen. Jetzt bringt das Trio mit «Schön» seine dritte CD heraus, auf der es einmal mehr in wunderbaren Liedern das kleinbürgerliche Alltagsleben auf die Schippe nimmt. Das Stück aus «Jeder Rappen zählt» fehlt allerdings, das kann man sich dafür auf Youtube zu Gemüte führen. (rb)

Heinz de Specht: Schön. Live-CD. Bretterwelt.
Das Trio ist ab September wieder auf Schweizer Tournee.

Der Tag, an dem die Aare stillstand

E. Y. Meyer hat endlich einen neuen Roman geschrieben. Eine denkwürdige Begegnung mit dem herausragenden Schweizer Autor in Bern. Von *Hubert Spiegel* und *Fabian Unternährer* (Bild)

Vielleicht ist das Bild heute berühmter als der Mann, der darauf zu sehen ist. Unter einer dunklen Pelzmütze zeigen sich in verschneiter Landschaft dunkle Augen und ein mächtiger Vollbart: E. Y. Meyer im Emmental, aufgenommen in einem Winter in den siebziger Jahren. Damals war Meyer, geboren 1946 in Liestal, unter den jüngeren Schweizer Schriftstellern einer der berühmtesten, hoffnungsvollsten. Sein Debüt, eine Erzählung mit dem seinerzeit als ausgesprochen provozierend empfundenen Titel «Ein Reisender in Sachen Umsturz», hatte ihm nicht nur die Aufmerksamkeit des Schweizer Buchhandels, sondern auch der Polizeibehörden verschafft. Während die ersten Rezensionen erschienen, wurde Meyers Fiche angelegt. Jahrzehnte später hat er sie eingesehen: «Viel stand ja nicht darin», sagt er lächelnd und greift nach der Schnupftabakdose. «Einige Besuche bei den «Jeunes Progressistes» in Biel, mehr war da nicht zu beobachten.» Immerhin: Kontakte mit Weltverbesserern. Damals wie heute.

Ein Jahr nach dem Debüt erschien der erste Roman: «In Trubschachen». Meyer war berühmt. Er hatte geschafft, was vor ihm nur wenigen Schriftstellern aus der Schweiz geglückt war: Wie Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und Erica Pedretti schickte er seine Manuskripte nach Frankfurt am Main, an den damals so wichtigen Suhrkamp-Verlag. Oder der Verleger Siegfried Unseld kam selbst nach Bern gereist, um das neue Werk beim Autor abzuholen, vorzugsweise im Sommer. Dann fuhr der Autor und sein Verleger mit dem Taxi in das Eichholz, sprangen aus ihrer Kleidung, die sie beim Taxichauffeur deponierten, und liessen sich ins Wasser der Aare gleiten. Mit der Strömung schwammen sie flussabwärts, drei, vier Kilometer weit, bis sie bei Altenberg ausstiegen, wo der Taxichauffeur mit ihrer Kleidung schon auf sie wartete. Dann gab es einen kleinen Imbiss, und am Abend lud der Verleger auf der Terrasse des «Bellevue» zum Diner.

Das ist dreissig Jahre her. Siegfried Unseld ist seit fast zehn Jahren tot, und E. Y. Meyer, der schon lange kein Suhrkamp-Autor mehr ist, sitzt am Esstisch in seiner neuen Wohnung am Fusse der Berner Kornhausbrücke. Bis zur Aare ist es nur ein Katzensprung, aber das Wasser ist zu kalt zum Schwimmen, knapp zwölf Grad. Er hat sich informiert, und wir ahnen beide nicht, dass wir einige Stunden später auf der für Gäste eigentlich geschlossenen Terrasse des «Bellevue» sitzen werden, im Regen,

allein, den Blick auf die Aare gerichtet, deren sonst so schnell dahinströmendes Wasser an diesem schrecklich kalten und verregneten Sommertag aussieht, als wäre es inmitten der Bewegung angehalten worden. Eine Begegnung mit dem Schriftsteller E. Y. Meyer in Bern. An dem Tag, an dem die Aare nicht mehr floss.

Der Tag, an dem die Aare nicht mehr floss – so könnte der Titel eines apokalyptischen Schweiz-Romans lauten. Ein Untergangsszenario. Aber so ein Buch würde E. Y. Meyer nicht schreiben. Alles Reisserische ist ihm fremd. Er ist ein melancholischer Moralist, kein dröhnender Apokalyptiker, ein Mahner, kein Bussprediger, ein sorgenvoller Beobachter unserer Modernisierungsprozesse und ein Fortschrittsskeptiker, der wie ein guter Buchhalter immer ein Auge darauf hat, was uns all das kostet, was wir glauben, uns leisten zu müssen. Dabei geht es ihm nicht um Geld: Die

Man könnte sagen: E. Y. Meyer ist einer der letzten Apostel der Aufklärung.

Unkosten, die Meyer abwägt, wiegen schwerer und sind mit Gold nicht aufzuwiegen. Es geht ihm um die Schweiz. Und um die Menschheit. Man könnte sagen: E. Y. Meyer ist einer der letzten Apostel der Aufklärung.

Es geht immer um Schweizer Geschichte
Acht Jahre lang hat er keinen Roman mehr veröffentlicht. Jetzt erscheint mit «Wandlung» sein jüngster Roman, die Geschichte eines Freundschaftsbundes in den neunziger Jahren unter den Vorzeichen der nahenden Jahrtausendwende. Dreizehn Männer treffen sich an jedem Freitag, der auf einen 13. fällt, um bei einem guten Essen philosophische Gespräche zu führen. Es sind Symposien im klassischen Sinn, und die Orte, die der «Club Freitag der dreizehnte» für seine Zusammenkünfte aussucht, sind dabei in doppeltem Sinne programmatisch: Môtiers und die Petersinsel im Bielersee verweisen auf Rousseau, Ferney bei Genf auf Voltaire, das Emmental auf Gotthelf, die Ufenau im Zürichsee steht für Ulrich von Hutten und Conrad Ferdinand Meyer. Immer geht es um die Geschichte der Schweiz und den Verlauf des Projekts Aufklärung. Über beides lernt man viel bei der Lektüre.



Das Reisserische ist ihm fremd: Schriftsteller Meyer in der Aare.

Meyer ist ein Epiker des Faktischen und ein Autor, der weniger in Geschichten als in Ideen verliebt ist, ein Ideengeschichtler als Romancier, dessen Prosa sich stets um grösstmögliche Exaktheit bemüht und den spröden Reiz historischer Detailgenauigkeit keineswegs scheut. Seinen ersten Roman begann er mit der Wiedergabe des Winterfahrplans der SBB. Jede Station auf der Strecke von Biel bis Trubschachen wurde erwähnt, die jeweiligen Ankunftszeiten eingeschlossen. «In meiner Kindheit war die Schweiz, ohne Fernsehen und ohne Autobahnen, ein Land, das sich nicht kannte», sagt Meyer und greift schon

wieder zum Schnupftabak. «Mein Grossvater war Eisenbahner und nahm mich manchmal mit, ins Tessin oder nach Bern, das waren Freifahrten, die nichts kosteten.» Später ging es zum sogenannten Landdienst ins Emmental, wo man auch als Kind plötzlich verstehen konnte, weshalb Jeremias Gotthelf über hundert Jahre zuvor in seinen Predigten gegen das Verdingkinderwesen gewettert hatte. Dass nach dem Landdienst alle Kinder einen Schinken vom Bauern zum Abschied bekamen, nur er nicht, das hat Meyer ebenso wenig vergessen wie das Schamgefühl, das ihn überfiel, wenn er in der Schule den Beruf des Vaters

nennen musste: «Heizer war er, in einer Reifenfabrik.»

Mittlerweile hat Meyers Frau, die bekannte rumänische Kostüm- und Bühnenbildnerin Florica Malureanu, einen währschaften Imbiss serviert, gemäss dem in der «Wandlung» zitierten Gotthelf-Satz: «Mahlzeiten sind im Leben, was Sterne am Himmel in mondloser Nacht.» Ein alter Freund, den Meyer fünf Jahre nicht gesehen hat und am Mittag zufällig auf der Strasse trifft, sitzt nun mit am Tisch, bei Pastete, Käse, Bündner Fleisch und einem leichten Weissen. Der Freund, sprühend vor Wiedersehensfreude, mischt sich in alles ein, er ist ein Meister der sprunghaften Anteilnahme, und schnell wird klar: Das professionelle Arbeitsgespräch zwischen Autor und Kritiker, das wir verabredet hatten, wird so nie zustande kommen. Es kommt auch nicht zustande, aber das ist kein Unglück, wie sich noch herausstellen wird, spätestens am Abend, auf der Terrasse des «Bellevue», im Regen, umsorgt von Maître Mottolini.

Bekannt, aber nicht reich

«Wandlung», ein «Roman zur Jahrtausendwende», wie der Untertitel lautet, ist erst der fünfte Roman Meyers in fast vier Jahrzehnten, in denen der Schriftsteller Erzählungen, Essays, Reden, Theaterstücke, Hörspiele, eine Novelle, ein Fernsehspiel sowie eine CD mit Gedichten auf Berndeutsch veröffentlicht hat. Die Liste seiner Publikationen ist stattlich. Reich geworden ist er durch seine Bücher nicht. Vermutlich gibt es kaum einen zweiten Beruf, in dem der Bekanntheitsgrad und das Einkommen so immens auseinanderklaffen können wie im Schriftstellergewerbe: Berühmtheit ist hier keineswegs ein Garant für ordentliche Einkünfte. «Wahrscheinlich hat sich keines meiner eigenen Bücher auch nur annähernd so gut verkauft wie dieses», sagt Meyer und legt ein schmales Büchlein auf den Tisch: Es ist «Der Rabe», Edgar Allan Poes berühmtes Erzählgedicht vom Raben Nimmermehr in einer hübschen Ausgabe der Insel-Bücherei. Meyer hat vor vielen Jahren das Nachwort dazu geschrieben. Unlängst ist die dreizehnte Auflage erschienen.

«Gotthelfs Ritt», Meyers letzter Roman, schilderte fünf Stunden im Leben des angehenden jungen Vikars Albert Bitzius, der später als Jeremias Gotthelf berühmt werden sollte. Erschienen ist das Buch vor acht Jahren. In der Geschichte der Literatur ist das kein langer Zeitraum. Ein Wimpernschlag, nicht mehr. Im Leben eines Schriftstellers sind acht Jahre eine kleine Ewigkeit. Wer darf schon darauf hoffen, dass sich die Welt noch an ihn erinnert, wenn er acht Jahre lang geschwiegen hat? Vor allem, wenn es sich um eine Welt handelt, in der die Neuerscheinungen oft schon nach acht Wochen aus den Regalen der Buchhandlungen geräumt werden, weil sie als ver-



Der Taxichauffeur wartete mit den Kleidern: Meyer (r.), Verleger Unseld in der Aare, Anfang der 80er.

altet gelten. Der Literaturbetrieb dreht hochtourig im Leerlauf. Ab und an jauchzt die Branche hysterisch auf, wenn ein neuer Millionenbestseller in Sicht kommt, ansonsten herrscht Heulen und Zähneklappern. Das Buch, das klassische Medium der Entschleunigung, ist unter Zeitdruck geraten. Alles muss immer schneller gehen.

Aber E. Y. Meyer schreibt heute nicht schneller, als er früher geschrieben hat. Das Buch, das klassische Medium des individuellen Erzählens, ist stärker denn je in den Einflussbereich der kollektiven Trends und Moden geraten. E. Y. Meyer hält an den Themen fest, die ihn seit vierzig Jahren beschäftigen, auch wenn es im Laufe der Jahre stiller um ihn wurde. Viele Schriftsteller verwenden heute keinen geringen Teil ihrer Zeit darauf, als PR-Agenten in eigener Sache tätig zu sein. E. Y. Meyer vermarktet sich nicht. Man könnte E. Y. Meyer also für einen unzeitgemässen Autor halten. Vielleicht ist er das ja. Aber vielleicht war er seiner Zeit auch nur immer um einen halben Schritt voraus. Und vielleicht ist jetzt mit dem neuen Roman der Augenblick gekommen, da seine Zeit ihn eingeholt hat. Dann müsste Meyers «Wandlung» in der Schweiz das Buch der Stunde sein: ein Roman, der aus den Traditionen des Landes schöpft, die globalen Krisen der Gegenwart ins Auge nimmt und von der Sorge um die Zukunft umgetrieben wird.

Seit Gottfried Kellers tausendjähriger Wolfhartsgeeren-Eiche, die von den Leuten von Seldwyla dem Fortschritt geopfert wird, und seit Jeremias Gotthelfs Beschwörung kollektiver Ängste in seiner Novelle «Die schwarze Spinne» sind Fortschrittsskepsis, Modernisierungsängste und die Furcht vor der Strafe für den Frevel an der Natur Themen der Schwei-

zer Literatur. Der ökologische Diskurs hat hier früher eingesetzt als anderenorts. Meinrad Inglin's «Urwang», Franz Hohler, Otto F. Walter, Maurice Chappaz, Gertrud Leutenegger und andere haben diese Tradition immer wieder aufgegriffen. Auch E. Y. Meyer gehört in diese Reihe. Warum ist der Prozess der Aufklärung ins Stocken gekommen, während die Modernisierung stetig neue Formen annimmt und unaufhaltsam scheint? Das ist die Kernfrage, die Meyer umtreibt.

Sein Ausgangspunkt ist die Philosophie, vor allem die Auseinandersetzung mit Kant, die in den Texten «In Trubschachen» und «Das Zerbrechen der Welt» (1975) thematisiert wurde. Noch heute bestimmt sie seine Perspektive. Auch die ökologische Frage sieht er in erster Linie als Erkenntnisproblem. Meyer hält es mit Rousseau, den er als «Aufklärer und zu-

Den neuen Roman betrachtet Meyer als Beginn seines Alterswerks.

gleich Überwinder der Aufklärung» begreift, der anders als Voltaire verstanden habe, dass rationales Denken, das die Dimension des Irrationalen im menschlichen Denken und Handeln negiert, selbst irrational ist, weil es den Menschen anders denkt, als er ist.

Der Nachmittag fliegt dahin, wir reden über die Einflüsse auf den neuen Roman, E. T. A. Hoffmanns «Serapionsbrüder» und Bocaccios «Decamerone» etwa, und über Dürrenmatts bereits 1955 geführte Klage über die Verstädterung der Schweiz, darüber, «dass das schweizerische Mittelland aufgehört hat, eine Landschaft zu sein; es ist nicht Stadt, auch nicht

Dorf, es ist ein Jammer». Heute wird pro Sekunde ein Quadratmeter Schweizer Bodens überbaut, wie in der «Wandlung» nachzulesen ist. Meyer greift zum Schnupftabak, der unermüdete Freund holt eine Bürste, um dem verdutzten Autor die Tabakskrümel vom schwarzen Hemd zu bürsten – «Red du nur weiter, ich bin ja gleich fertig» –, und wir reden weiter, über Dürrenmatt, Frisch und Unseld, die Frage, warum die Schweizer Autoren seiner Generation keinen Grossschriftsteller mehr hervorgebracht haben, über die «Kronenhalle» und das «Bellevue». Im Hintergrund verfolgt Florica Malureanu eine Nachrichtensendung des rumänischen Fernsehens.

Für den Nobelpreis vorgeschlagen

Für die Schweizer Schlagzeilen vom 11. März 2011 hat E. Y. Meyer heute nur noch ein Lächeln übrig. Damals wurde bekannt, dass die einzige Institution der Deutschschweiz mit Vorschlagsrecht bei der Stockholmer Akademie Meyer für den Literaturnobelpreis vorgeschlagen hat. Auch wenn jährlich etwa 350 Vorschläge in Stockholm eingehen, war das mehr als nur eine freundliche Geste des PEN-Zentrums. Dennoch will er sich mit den Nobelpreisaussichten nicht lange aufhalten. Viel lieber spricht Meyer über seinen neuen Roman, den er selbst als Beginn seines Alterswerkes betrachtet und mit dem er zugleich so etwas wie die Summe seines bisherigen Schaffens zieht: «Wandlung» ist der Roman, der alle seine früheren Romane noch einmal aufgreift.

Und dann, es geht auf den Abend zu, brechen wir doch noch auf ins «Bellevue», um auf der berühmten Terrasse, die gerade frisch renoviert wurde, für zwölf Millionen Franken, wie der Freund gehört haben will, ein Glas zum Abschied zu trinken. Aber es regnet, die Terrasse ist geschlossen, selbst der Blick hinaus wird uns verwehrt, der fürsorgliche Freund wird zur Furie, der Maître d'Hôtel kommt hinzu, entfernt sich diskret wieder und kehrt zurück, nachdem er im Internet schnell nachgeschaut hat, wer der unbekannte Gast, der so melancholisch auf die Terrasse blickt, wohl sein mag. Und nun zeigt uns Maître Mattolini, wie Grandhotels früher einmal Grossschriftsteller zu empfangen pflegten: Die Flügeltüren öffnen sich, ein Zeltdach gegen den Regen wird herbeigezaubert, warme Decken werden gebracht, dann Apéro und Kanapees. E. Y. Meyer steht an der Brüstung und blickt auf den Fluss: «Seltsam», sagt er, «das Wasser der Aare sieht heute aus, als wäre es inmitten der Bewegung angehalten worden.»

E. Y. Meyer: Wandlung. Stämpfli. 264 S., Fr. 39.–

Hubert Spiegel ist Redaktor im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

Der Zauber und die Flöte

Alexander Pereira macht in Salzburg Zürcher Festspiele. Und auch in Bayreuth sind Schweizer stark präsent. *Von Christian Berzins*

Exportkrise in der Schweizer Wirtschaft hin oder her, unsere Kulturschaffenden sind im Ausland gefragt wie nie zuvor. Die Bayreuther Festspiele zeigen sich als Rosinenpicker. Der 37-jährige Dirigent Philippe Jordan debütierte 2012 umjubelt mit «Parsifal», Christoph Marthaler zeigte einmal mehr seine umstrittene «Tristan und Isolde»-Inszenierung. In Salzburg hingegen schaute man nicht so sehr auf Details. Die Festspiele machten Alexander Pereira, von 1991 bis 2012 Chef der Zürcher Oper, gleich zu ihrem neuen Intendanten. Und in dessen Schlepptau singt, tanzt, festredet, sponsert, inszeniert und dirigiert in der Mozartstadt fast alles, was in Zürich auch nur einmal Pieps gemacht hat.

Bei allem Lokalpatriotismus: Pereiras Bilanz nach den ersten Premieren ist durchzogen. Es gehe sowieso bloss darum, mit Stars den Rückfluss von Steuergeldern zu fördern, spottete die *Presse*. Trotz Netrebko-Mania und Teri Hatcher als Zugpferd eines Regienachwuchsförderungs-Projekts: Gar so arg steht's nicht um die Kommerzialisierung. Der Zauber bei der ersten Premiere ging dennoch flöten. Da half auch nicht mehr, dass der 82-jährige Nikolaus Harnoncourt Mozarts «Zauberflöte» dirigierte. Der Regie des anderen Stammgastes der Zürcher Oper, des ausgebuhten Jens-Daniel Herzog, fehlten ein stringentes Konzept und jegliche Poesie. Bühnenbildner Mathis Neidhardt fand keinen Weg, den riesigen Naturraum der Felsenreitschule zu bespielen. Und die Sänger waren bloss Durchschnitt.

Doch singt Papageno in der «Zauberflöte» nicht: «Wer viel wagt, gewinnt oft viel»? Und so schlug denn zwei Tage später der Jubel- und Kritikerpegel nach oben aus. Pereira liess nicht nur die 1912er Urfassung von Richard Strauss' und Hugo von Hofmannsthals «Ariadne auf Naxos» ausgraben – eine Fassung, die Schauspiel, Tanz und eine Oper unter einen Hut bringen wollte –, sondern sein Schauspielchef Sven-Eric Bechtolf höchstpersönlich inszenierte auch. Und da die Handlung des Schauspiels dürftig ist, hat Bechtolf sie mit Heinz-Spoerli-Balletteinlagen angereichert und um eine prächtige Liebesgeschichte erweitert – halb ist's nun Schwank, halb Tiefsinnsdrama. In der folgenden Oper in der Oper blüht die Musik auf. Elena Mosuc, Zürichs Zerbinetta vom Dienst, hangelte sich bejubelt durch die unheimlichen Koloraturen. Jonas Kaufmann (Bacchus) und die Wiener Philharmoniker unter Daniel Harding zeigen, was wahre Weltklasse ist.

Und dann, endlich, die Netrebko-Show, Pardon, Giacomo Puccinis «Bohème»! Hunderttausende sassen selbst in Japan vor dem TV, 5000 beim Rudelgucken auf dem Salzburger Kapitelplatz: Und alle sollten sie ergriffen hören und, dicke Operntränen vergiessend, ans Anna-Netrebko-Wunder glauben. Unheimlich die ausladende Fülle, die dunkelviolette Schönheit und die zartsamte Geschmeidigkeit ihrer Stimme. Regisseur und Pereira-Zögling Damiano Michieletto erzählte die rührselige Liebesgeschichte hingegen brav, zeigte heutige Armut unter jungen Künstlern. Den das eiskalte Händchen wärmenden Muff erhält Mimi in ihrer letzten Stunde dennoch wie eh und je, anstatt eines Kerzchens zündet ihr Rodolfo beim Kennenlernen allerdings einen Joint an.

Ob des Puccini-Hits hagelte es vom deutschen Feuilleton Populismusvorwürfe. Im Gegenzug wagte Pereira zwei Tage später erneut viel, da er die vergessene Fortsetzung der «Zauberflöte» spielen liess: Peter von Winters 1798 komponiertes «Labyrinth» mit dem Text von Mozarts Librettisten Emanuel Schikaneder. Wenn man auch über die Dürftigkeit der Musik und den dramaturgischen Nonsens spotten kann, interessant war es allemal, zu sehen, wie unterdurchschnittlich die «normalen» Produktionen einst waren. Was soll's, die zauberhaften Klischeekostüme von Desi-

gnerin Susanne Bisovsky, der reizende Residenz-hof und die vielen Papageno-Kinderchen und -Geschwisterchen verführten das Publikum wie anno dazumal in der Wiener Vorstadt zum Jubeln.

Mögen sich die Bayreuther Wagnerianer alljährlich über jeder Regie die Köpfe einschlagen, in Salzburg geniesst man Opern auch mal wunschlos glücklich wie die Topfentorten im Kaffeehaus.

Hakenkreuze in Bayreuth

Apropos Bayreuth. Der Sommer begann dort mit einer Katastrophe: ein Hakenkreuz auf der Brust des fliegenden Holländers, des Russen Evgeny Nikitin – und bis heute nicht abreisende Erklärungen, was die gestochenen Schmierereien wirklich bedeuten! Nikitin reiste ab, Ersatz Samuel Youn fiel derweil nach der Premiere vor dem Vorhang auf die Knie.

Bei Regisseur Jan Philipp Gloger ist der fliegende Holländer kein Seemann, sondern ein Turbo-Kapitalist – von Geld und blonden Traumfrauen hat er mehr als genug. Mit der *kurligen* Senta will er dieser Scheinwelt entfliehen. In besserer Erinnerung als die Regie bleibt der von Christian Thielemann entfachte Orchestersturm: Wagners bester Freund auf Erden umgarnt mit dem Orchester die Sänger, stampft in der Einleitung des Matrosenchores trotzig und schwebt im Finale auf Engelsflügeln der Erlösung entgegen. Die Festspielgäste können in Bayreuth noch bis 28. August auf Ähnliches hoffen, in Salzburg gar bis 2. September. Zum Finale lockt dort Pereiras Opernball mit Stars, Adabeis und Topfentorte.

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Aargauer Zeitung* und des *Sonntags*.



Zartsamte Geschmeidigkeit der Stimme: Star-Sopranistin Anna Netrebko.

««Wilhelm Tell» ist kein Schweizer Nationaldrama»

Die Tellspiele in Altdorf feiern ihr 500-Jahr-Jubiläum. Erfolgsregisseur Volker Hesse macht aus Schillers Drama ein Stück voller Leid und Schmerz. Weshalb? *Von Rico Bandle*



«Geschichte eines Bürgerkriegs»: Theatermacher Hesse, 2008 in Einsiedeln.

Sie inszenierten zweimal das Einsiedler «Welttheater», auch den «Tell» bringen Sie nun zum zweiten Mal an demselben Ort auf die Bühne. Weshalb diese Wiederholungen?

Ich habe gute Erfahrungen gemacht damit. Man kennt ein Stück zutiefst und hat eine grosse Vertrautheit mit dem Umfeld.

Wie wirkt sich das aus?

Ich habe ganz andere Assoziationen zu «Tell» als noch 2008. Zum Beispiel die arabische Revolution, die gab es damals noch nicht. Seit die Proteste in Tunesien losgingen, ist die Weltöffentlichkeit erfüllt von Bildern von Freiheitskämpfen, aber auch von grausamen Schlachten wie jetzt in Syrien. Diese Bilder bleiben auch in Altdorf nicht unbeachtet.

Sie haben Ihren Laiendarstellern Fotos des arabischen Frühlings gezeigt, um sie auf die Inszenierung einzustimmen. Der Freiheitskampf in den arabischen Län-

dern erweist sich aber je länger, je mehr als Projektion, als Wunschtraum des Westens.

Ja, wir sind wieder um ein paar Illusionen ärmer. Aber der Anfang der tunesischen und der ägyptischen Revolution war nicht nur eine westliche Projektion. Da ging es tatsächlich um die Vorstellung von einem selbstbestimmten Leben. Dass dann ein Chaos entsteht und das Machtvakuum von Fundamentalisten gefüllt wird, ist eine grausame Realität, die sich in der Geschichte wiederholt. Es gibt einen treffenden Satz von Heiner Müller: «Die Geschichte reitet auf toten Gäulen ins Ziel.» Schiller beschönigt nichts, auch wenn er im «Tell» das Ideal eines freien und aufgeklärten Menschen zu beschreiben versucht. Seine Kenntnis des Dreissigjährigen Kriegs oder der Französischen Revolution fliesst in den «Tell» ein.

Sie setzen diese dunkle Seite ins Zentrum. Ja. Viele Sätze im «Tell» sind düster: Melch-

tal werden die Augen ausgestochen, die Drangsal der Zwingburg oder die Besetzung des Dorfes sind grausame Szenen. Diesen Aspekt möchte ich erfahrbar machen.

Mit Ihrer Interpretation des «Tell» als eine Art Passionsspiel gehen Aspekte verloren, die der heutigen Schweiz eigentlich näherliegen. So nennt die Stauffacherin, die den Aufstand der Schweizer initiiert, als Grund für die Drangsalierung der Österreicher: «Er [Gessler] ist dir neidisch, weil du so glücklich bist.» Das haben Sie gestrichen, dafür spielt diese Szene in einem Totenfeld.

Ja, ich habe da den Fokus anders gesetzt. Ich glaube, das ist legitim, da Schiller ein breites, gewaltiges Sprachwerk geschaffen hat, in dem viele Motive vorkommen. Schiller bezog sein Salär vom Herzog, er musste deshalb höllisch aufpassen, nicht anzuecken. Er durfte kein blutiges Revolutionsstück schreiben. Vom Temperament her war Schiller aber ein Revolutionär. Ich bediene nicht seine diplomatischen Vorsichtigkeiten, sondern will die Geschichte eines Bürgerkriegs erzählen.

Den Tell als Schweizer Nationalhelden gibt es bei Ihnen nicht.

Schillers «Tell» ist kein Schweizer Nationaldrama, dazu ist es erst im 19. Jahrhundert durch die vielen festlichen Aufführungen gemacht worden. Ich habe einmal eine Vorstellung in Interlaken gesehen, bei der das Publikum beim Rütli Schwur aufstand. Wie in einer nationalen Andacht haben die Zuschauer den Text fast mitgesprochen. So etwas strebe ich natürlich nicht an. Mich interessiert an der Rütli-Szene, dass die von Schmerz und Niederlage gezeichneten Männer sogleich in zwei Fraktionen zerfallen: in jene, die sofort zuschlagen will, und jene, die Angst hat. Das Rütli endet nicht mit einer Entscheidung. Die Männer schwören allgemein, dass sie zusammengehören, mehr nicht. Erst der sehr private Mord Tells gibt den Ausschlag zur Entscheidung.

Mir kam bei der Probe die Rütli-Szene vor wie eine nächtliche Messe.

Ja, eine Messe mit melancholischen Menschen, die aufzeigt, dass die politische Frage nicht gelöst ist. Die traditionelle Interpretation, dass mit dem Rütli Schwur alles gut ist, ist falsch. Hier beginnt in vielen Aufführungen der Kitsch.

Woher kommt Ihre Faszination für den Schmerz, das Leiden, die Passion? Bereits beim «Welttheater» war dies ein Hauptmotiv von Ihnen.

Ich bin von Haus aus ein Katholik und habe einen Sinn für Rituale. Die Schmerzgeste des Katholischen fasziniert mich, deshalb liebe ich auch spanische Kirchen. Das ist meine persönliche Geschichte. Die allgemeinere ist aber: Ich nehme tatsächlich so viel Leid wahr. Die Gewalt, wie ich sie zeige, ist wohl weit weg von der Realität in Altdorf. Aber wenige hundert Kilometer von der Schweiz entfernt gibt es sie – und man kann nie ausschliessen, dass es sie auch hier wieder einmal gibt. Die Geschichte der Menschheit ist voller Grausamkeiten. Es geht nicht darum, den «Tell» nach Syrien oder sonst in ein Konfliktgebiet zu bringen, das wäre zu banal. Es geht darum, allgemeingültige archaische Muster aufzuzeigen, die überall immer wieder vorkommen. Ein Zitat, das ich sehr liebe, stammt von Freud: «Die Schicht unserer Zivilisation ist sehr dünn, darunter lauert die Bestie.» Es ist eine Aufgabe der Kunst, einen Ausdruck für die grausamen Abgründe der Menschheit zu finden.

In Einsiedeln wurde Ihnen das zum Verhängnis: Der Abt Martin Werlen fand, das Theater habe die Aufgabe, positiv zu sein und Hoffnung zu wecken. Sie und Ihr Autor, Thomas Hürlimann, waren fortan nicht mehr erwünscht.

«Zum Verhängnis» würde ich nicht sagen. Es gab paradoxerweise Widerstand. Am Anfang waren alle glücklich, auch der Abt. Dann haben ihm seine rechtskatholischen Kollegen wohl dermassen die Hölle heissgemacht, dass er diesen öffentlichen Brief geschrieben hat, der mit dem Satz endete, dass die Herren Hürlimann und Hesse nicht auf diesen Platz gehörten. Traurig stimmte mich, dass sich die Vorstandsmitglieder der Welttheatergesellschaft so opportunistisch verhielten. Das «Welttheater» hatte so viele Zuschauer wie noch nie, man war sehr zufrieden mit uns, und plötzlich kamen Einzelne hervor, die sagten: «Ich habe es auch nicht so gut gefunden, es ist schon ein bisschen weit gegangen.»

Fürchten Sie, dass so etwas auch in Altdorf geschehen könnte?

Nein. Schon 2008 war meine Inszenierung weit entfernt von der Idee eines Nationaldramas, trotzdem engagierte man mich wieder. Jeder in Altdorf weiss, dass die platten Klischees über Tell nicht die Wahrheit sind. Ich mache ohnehin das, was mir als notwendig erscheint, nichts anderes.

Bei Ihrer letzten «Tell»-Inszenierung, 2008, liessen Sie am Schluss Beethovens Neunte singen, die Europahymne. Dies verleitete Premierenbesucher wie Roger de Weck zur freudigen Annahme, Sie stellten eine Parallele her zwischen dem Rütlichswur und dem Zusammenwachsen Europas.

Das war eine völlige Fehlinterpretation. Ich würde Beethovens Neunte heute nicht mehr bringen, gerade weil sie mit Europa in Verbindung gebracht wird. Bei mir löst das Lied eine ganz andere Assoziation aus. Ich war in Berlin, als die Mauer fiel. Dieses Ereignis hat gewisse Ähnlichkeiten mit der Szene im «Tell», wo die Zwingburg fällt: Die Bevölkerung kann es nicht fassen, dass das, was sie viele Jahre gequält hat, plötzlich zusammenbricht. In Berlin wurde in den ersten grossen Feiern nach der Öffnung der Grenzen immer Beethovens Neunte gesungen. An Europa hatte ich gar nicht gedacht.

Ihre ganz grosse Leistung ist es, dass Sie das Volkstheater vom Heiteren und Festlichen entbinden, stattdessen Existenzfragen stellen und dabei beim Publikum oft mehr Erfolg haben als traditionelle Aufführungen. Andere Regisseure aus dem städtischen, subventionierten Milieu vertreiben bei Inszenierungen auf dem Lande das Publikum. Was machen Sie besser?

Es gibt seit Jahren einen postmodernen Zynismus im Theater. Dieser liegt mir fern. Es gibt auch schon eine ganze Weile eine Ridikülisierungstradition des «Tell». Frank Castorf liess in Basel den Hut auf eine Bierflasche stellen, am Schluss wurde nur noch Jean Ziegler zitiert. Und schon in den 1970er Jahren hat der Regisseur Hansgünther Heyme Schillers Drama völlig umgedreht: Die bösen Eidgenossen, eine Art Bergnazis, jagten die sympathischen Österreicher. So etwas käme mir nie in den Sinn. Das provozierende Effekttheater und die Witzelei gehen mir völlig ab. Mich interessiert der Text. Ich habe eine ganz nahe Beziehung zu Schiller. Das merkt das Publikum.

Sie waren im Leitungsteam mehrerer subventionierter Theater, jetzt sind Sie mit Laiengruppen höchst erfolgreich. Wie reagieren Ihre ehemaligen Kollegen darauf?

Was die denken, ist mir egal. Die Verkapselung des Elitetheaters empfinde ich aber oft als Problem. Man schielt nur noch auf die andern grossen Bühnen, verkehrt in eigenen Kreisen, macht Theater für Kollegen und Kritiker. Mit grossen Laienformationen zu arbeiten, erachte ich als Chance für das Theater. Wenn man sich einlässt auf politisch-menschliche Erfahrungen, so ist das aus meiner Sicht ein guter Beitrag, den Theaterarbeit heute für die Gesellschaft leisten kann.

Volker Hesse, 67, deutscher Regisseur, leitete von 1993 bis 1999 zusammen mit Stephan Müller höchst erfolgreich das Zürcher Theater Neumarkt, später war er Direktor des Berliner Maxim-Gorki-Theaters. In der Schweiz ist er vor allem durch seine Inszenierungen grosser Laientheater bekanntgeworden. 2010 erhielt er den Hans-Reinhart-Ring, die höchste Theaterauszeichnung der Schweiz. Er lebt in Zürich.

Tellspiele Altdorf: 18. August bis 20. Oktober, Tellspielhaus. www.tellspiele-altdorf.ch

Jazz

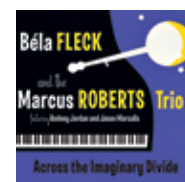
Die Neuerfindung der Klimperklampfe

Von Peter Rüedi

Seit meinen frühesten Erfahrungen mit Jazz hasste ich das Banjo. Ich hielt mich für einen Avantgardisten, verachtete das Dixieland-Revival und verehrte Charlie Parker (ohne von ihm viel mehr zu verstehen als das, was aus dem Blues kam – zugegeben eine wichtige Komponente).

Das Banjo war für mich der Inbegriff jener pausbäckigen Altherrenbands, in denen sich vornehmlich Westcoaster um ihren roten Kopf und Kragen bliesen. Das zickige Geschrammel, die gelegentlichen resonanzlosen Pizzicato-Einlagen des Banjos zogen mir die Schuhe aus. Dass das Instrument in den Anfängen des Jazz, zum Beispiel in Person des legendären Johnny St. Cyr beim jungen Armstrong (Hot Five, Hot Seven) eine wichtige Rolle spielte, war mir egal – Jazz begann für mich frühestens mit dem Swing, und da war das Banjo längst von der Gitarre verdrängt. Dass einer darauf Musik spielen kann, lehrte mich erst Béla Fleck. Der trägt zwar einen ungarischen Namen, wurde aber 1958 in New York geboren und lebt heute in Nashville. Nicht von ungefähr. Auf das Banjo kam er über Bluegrass, die Country-Musik, und am Newgrass-Revival der achtziger Jahre war er massgeblich beteiligt. In den Neunzigern wurde seine Band Flecktones eine sehr erfolgreiche Pop-Jazz-Formation.

Doch Fleck interessierte sich für mehr, nämlich für *alles*. Er arbeitete mit Streichern, er stürzte sich in vielfältige Ethno-Fusionsprojekte (unter anderem mit dem indischen Tablaspieler Zakir Hussain). Und er entdeckte die afrikanischen *roots* des Banjos, dessen Sound *en nature*, also unverstärkt, tatsächlich nahe bei dem afrikanischer Saiteninstrumente oder sogar dem des Daumenklaviers liegt. Andererseits erarbeitete er sich auf der alten Klimperklampfe eine vor ihm ungehörte Virtuosität. Die bringt uns auch auf seiner jüngsten CD zum Staunen, einer Kooperation mit dem Trio des Pianisten Marcus Roberts (Rodney Jordan am Bass, Jason Marsalis am Schlagzeug) – seit seinen Anfängen mit Wynton Marsalis seinerseits ein Virtuose, der die Pianostile der Jazzgeschichte wie Orgelregister ziehen kann. Ein grosser Spass.



Béla Fleck and the Marcus Roberts Trio: Across the Imaginary Divide. Rounder 11661-9142-2

Top 10

Knorr's Liste

1	Mientras duermes Regie: Jaume Balagueró	★★★★★
2	The Dark Knight Rises Regie: Christopher Nolan	★★★★★
3	Merida Regie: M. Andrews / B. Chapman	★★★★☆
4	Ted Regie: Seth Rogen	★★★★☆
5	To Rome With Love Regie: Woody Allen	★★★★☆
6	The Lorax Regie: Chris Renaud / Kyle Balda	★★★★☆
7	Hasta la vista Regie: Geoffrey Enthoven	★★★★☆
8	Ice Age 4 Regie: S. Martino / M. Thurmeier	★★★★☆
9	The Amazing Spider-Man Regie: Marc Webb	★★★★☆
10	Snow White and the Huntsman Regie: Rupert Sanders	★★★★☆

Kinozuschauer

1 (-)	Ted Regie: Seth MacFarlane	58 542
2 (-)	The Dark Knight Rises Regie: Christopher Nolan	34 387
3 (1)	Ice Age 4 (3-D) Regie: Steve Martino	21 764
4 (-)	Brave Regie: Mark Andrews	19 030
5 (-)	To Rome with Love Regie: Woody Allen	9 196
6 (4)	Intouchables Regie: Olivier Nakache	2 886
7 (-)	My Week with Marilyn Regie: Simon Curtis	2 681
8 (3)	A Few Best Men Regie: Stephan Elliott	2 566
9 (-)	The Lorax Regie: Chris Renaud	2 215
10 (-)	Escape from Tibet Regie: Maria Blumencron	1 977

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Zorn der Titanen (Warner)
2 (3)	Ghost Rider (Impuls)
3 (2)	John Carter (Walt Disney)
4 (4)	Contraband (Universal)
5 (5)	Underworld (Sony)
6 (-)	Wir kaufen einen Zoo (Fox)
7 (6)	Drive (Ascot Elite)
8 (7)	Safe House (Universal)
9 (8)	Für immer Liebe (Sony)
10 (10)	Die Reise zur geheimnisvollen Insel (Warner)

Quelle: Media Control



Betörendes Gift fürs Auge: Unternehmerin Meredith Vickers (Charlize Theron) in «Prometheus».

Kino

Eingemehlte Leere

Ridley Scotts Blockbuster «Prometheus» ist ein visuell beeindruckendes Monstrum.

Von Wolfram Knorr

Was ist das All? Ein monumentales Spukhaus? Ein düsterer Gotikkoloss, vom Demiurg erbaut, um in ihm spiritistisch zu wesen? Weiss der Himmel oder besser Ridley Scott («Blade Runner»), der das bilderwütige Opus – und auch noch in 3-D – auf die Leinwand gewuchtet hat. Erst hiess es, es werde ein Prequel der «Alien»-Kultfilme, dann relativierte Scott, es werde eine neue Story, aber basierend auf «Alien-DNA». Also gut, es ist alles vorhanden, was zu den «Alien»-Ingredienzien gehört: Raumschiff, Besatzung, H.-R.-Giger-Ästhetik, Schleimmonster, Horror, widernatürliche Schwangerschaft und so weiter. Raumschiff «Prometheus» gleitet mit Forschern an Bord durchs All, auf der Suche nach höheren Lebensformen, und wird auf einem fernen Planeten in einer gralsburgartigen Höhle fündig. Ein hyperkosmischer Reckehockt da, gemesselt mit grüblerischer Schwermut, entfernt an Rodins «Denker» gemahnend, ein fahl-marmorierter Übermensch, von Schleimmonstern umzüngelt.

Sicher, die Story von «Prometheus», jenem Blockbuster, auf den die «Alien»-Fans sehnsüchtig gewartet haben, ist reichlich mysteriös und unfreiwillig komisch (Wieso verlaufen sich zwei Astronauten in der Höhle? Was sollen die Schleimkanister?), die Bilder aber sind von unglaublich suggestiver Wucht. Ridley

Scott und sein Kameramann Dariusz Wolski schufen ein visuelles Monstrum, einen Jumbo der Gefühle mit einer Atmosphäre von barbarischem Behagen. Das beginnt schon mit einem atemberaubenden Vorspann, wenn die Kamera über eine Landschaft fulminanter Monotonie und Leere gleitet, über triste Schründe, baumleere Gipfel und einen dahinschäumenden Fluss, der in weissem Dunstschleier brüllend in die Tiefe stürzt. Und in diese unerbittliche Gewaltnatur bricht das Leben ein.

Das ist, keine Frage, betörendes Gift fürs Auge; ein Wotan furioser Schaulust treibt hier sein massloses Spiel. Überhaupt steckt auch Wagner in dem gespenstischen Zeug, der drohenden Apokalypse und dem Seelenklima radikaler Kälte, die wie eingemehlt daherkommt. Auch das Ensemble mit Michael Fassbender als Roboter, Noomi Rapace als Forscherin, Charlize Theron als eiskalter Unternehmerin und Idris Elba als smartem Kapitän macht in seiner somnambulen Verlorenheit Eindruck.

«Prometheus» und Christopher Nolans «The Dark Knight Rises» gelten als die grossen Blockbuster des Sommers; und so unterschiedlich sie sind, haben sie dennoch eine irritierende Seltsamkeit gemeinsam: depressive Monumentalität. Schwermut scheint die Lasur der Saison zu sein. Da kann man schon ins Grübeln kommen und sich fragen, woran

das liegt. Wird da in eine Wirklichkeit hineingeleuchtet, die nur immer düsterer erscheint? ★★★★★

Weitere Filmstarts

Ted — Eigentlich ist ein Teddy zum Kuschneln da, doch Johns (Mark Wahlbergs) Stofftier seit Kindertagen will auch koitieren und zoten. Noch nie war ein Bärchen so krass und hemmungslos wie dieser Knopfaugenrabauke. Er setzt eben alles um, was sich John und alle Heranwachsenden dieser Welt nicht getrauen. Seth MacFarlane («Family Guy») zieht als Autor und Regisseur alle Register, korrekt muss ja nur der Mensch sein. Neu ist das Konzept zwar nicht (TV-«Alf»), aber die Infantilisierung des Mannes, der von seinem geilten Knuddel nicht lassen kann, bereitet schon grosses Vergnügen. ★★★★★

The Parade — Nicht nur in seinem Heimatland Serbien, in der gesamten Balkanregion war die Komödie «Parada» um den Macho-Kriegsveteranen Limun, der einer Gruppe verhasster Schwuler hilft, eine Gay-Pride-Parade in Belgrad durchzuführen, ein Publikumshit. Regisseur und Autor Srdjan Dragojevic zieht alle Klischee- und Vorurteilsregister, was auf westliche Zuschauer ein wenig zu belehrend wirken mag. Das unbekümmerte und direkte Spiel mit den Klischees (Homo und Hetero) aber und der



Spiel mit den Klischees: «The Parade».

Fragen Sie Knorr

Wird die Bluttat der «Batman»-Premiere das amerikanische Action-Kino beeinflussen? R. W., Baden



Es sollte die amerikanischen Waffengesetze beeinflussen, aber schuld sind halt immer die Medien, und die sollen sich ändern. In den fünfziger Jahren gab es einen berühmtesten Psychiater namens Fredric Wertham, der «Wirkungsforschung» in Sachen Comics betrieb: Er besuchte Gefängnisse, stellte fest, dass fast alle Comics lasen

grossartig brummelnde Nikola Kojo als stier-nackiger Kugelkopf-Limun machen die Komödie zu einem Vergnügen. ★★★★★

Merida — Mit «Schneewittchen» fing es an, und mit der burschikosen schottischen Prinzessin beweist die Disney-Schmiede wieder – in diesem Fall Pixar, zu Disney gehörend –, dass sie



Hinreissende Verve: «Merida».

unübertroffen ist. Da kann die Konkurrenz sich noch so bemühen, an die psychologische Tiefe, den *kurligen* Witz, das dramaturgische Raffinement von Disney/Pixar kommt sie einfach nicht ran. Mit Merida, einer wilden rotmähnigen Amazone, die sich nicht an Deppen-Prinzen verhöckern lassen will, wird das Märchen mit hinreissender Verve auf den Kopf gestellt. Mit Anleihen bei Anderson und Grimm zieht die Pixar-Truppe (bei der es Querelen gab bis zum Regie-Austausch) alle Register. ★★★★★

To Rome with Love — Nach London, Barcelona, Paris ist Woody Allen in Rom gelandet und widmet seinen jüngsten Film der Ewigen Stadt. Ein Spass, der ein wenig fellinesk Episoden aneinanderreihet und sie locker miteinander verknüpft. Nebenbei wird alles ins Bild gerückt, was eben zur Stadt der Liebe gehört: Spanische Treppe, Kolosseum, Trevi-Brunnen, Petersdom und lauschige Gässchen. Wunderbar besetzt, mit hübschen Einfällen. Ein ulkiges Tandaradei. ★★★★★

und schloss daraus, dass die Lektüre von Bilderheften in Strafanstalten führt. Lläuft ein Irrer Amok, hat er immer Killervideos zu Hause oder gibt sich – wie im Fall «Batman» behauptet – als «Joker» aus. Die Medien greifen das lustvoll auf und schüren so Misstrauen. Das Kino wird sich davon sicher nicht einschüchtern lassen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Per Occasion durch Botswana

Von Christoph Landolt

Wetten, dass die SRG keine Nachfolgesendung plant?», lautete die (zugegebenermassen rhetorische) Frage, mit der diese Spalte vor zwei Monaten schloss (Weltwoche Nr.22/12). Betrauert wurde das Ende der «Motorshow TCS», der bis dato einzigen Sendung im Staatssender, in der das Automobil im Zentrum stand. Es schien unvorstellbar, dass die Autofreunde im Publikum weiter auf ihre Kosten kommen würden.

Das Vorurteil war falsch. In Zukunft werden sogar noch mehr Gaspedale bis in den Teppich gedrückt und noch mehr Pneus in Rauch verwandelt. Nächsten Dienstag ist auf SF2 zum ersten Mal «Top Gear» zu sehen, die erfolgreichste Auto-show der Welt mit bis zu 350 Millionen Zuschauern. «Die verrücktesten Autokritiker aller Zeiten – vroom, quietsch – kommen endlich auch zu uns», heisst es im Trailer zur ersten Folge.

Und exzentrisch ist die Show aus dem Hause BBC tatsächlich. «Top Gear», das ist pure Auto-Faszination. Es gibt viel *petrol head talk*, Gespräche unter Autonarren. Die drei Moderatoren der Sendung treten regelmässig in Wettbewerben gegeneinander an: Wer schafft es, ein Auto schwimmtüchtig zu machen und einen See zu überqueren? (Einer kenterte, einer sank, einer erreichte das Ufer.) Wer schafft es, mit einer maximal 1500 Pfund teuren Occasion Botswana von Ost nach West zu durchmessen? (SF2 bringt die Folge am Mittwoch.) – Legendär sind auch die ungleichen Rennen: Bugatti Veyron vs. Cessna von Italien nach Grossbritannien, Nissan GT-R vs. Shinkansen durch Japan, Fiat Panda vs. Marathonläufer durch die Londoner Rushhour.

Obwohl «Top Gear» auch unter deutschsprachigen Motoren-Aficionados als Kultsendung gilt, hatte die Show in unserem Sprachraum bisher keinen Erfolg. Kabel 1 stellte die Ausstrahlung bald wieder ein. Vielleicht waren die Quoten enttäuschend, weil in der deutschen Fassung all die Wortspiele mit «Messerschmitts» und «Spitfires» herausgeschnitten wurden. Ein Glück also, dass SF2 im Zweikanalton senden wird.

«Top Gear»: Ab nächster Woche von Dienstag bis Freitag, 18.05 Uhr, SF2

Nach den Sommerferien

Was tun, wenn man wieder in Zürich ist und wenig läuft?
Ab nach St. Moritz! Von Hildegard Schwaninger



«Let's have some fun»: Soul-Diva Othella Dallas und Stargeiger Nigel Kennedy im Hotel «Kulm».

Kehrt man aus den Sommerferien nach Zürich zurück, ist die Stadt so ausgestorben, dass man am liebsten wieder abreist. Wohin? Am besten ins Engadin, nach St. Moritz zum Festival da Jazz, wo man schon an der Eröffnung war. Und wirklich: Alle Freunde, die man in Zürich so schmerzlich vermisst, sind dort oben. In ihren Wohnungen, Villen und Chalets. Man kann kaum einen Schritt tun, ohne in einen Bekannten hineinzurennen. Die Geselligkeit lebe hoch!

Zwar leidet die Tourismusbranche auch in der Champagnerluft. Die Hotels sind unterbucht, das traditionsreiche Restaurant «Cascade» ist geschlossen, ein Zettel an der Tür gibt bewundernswert offen Auskunft: Wegen des schlechten Geschäftsgangs sehe man sich zur Schliessung gezwungen, wie es weitergehe, sei unklar. Auch im Luxusparadies wachsen die Bäume nicht in den Himmel.

Dass der junge Operntenor **Christian Jott Jenny** die Idee hatte, im «Dracula Club» ein Festival da Jazz aufzuziehen, erwies sich deshalb als Glücksfall.

So konnte **Dominique Godat**, Direktor des «Kulm Hotels», der einer der drei Hauptsponsoren dieses Jazz-Konzerte-Marathons ist, «gegenüber dem Vorjahr um zehn Prozent zulegen». Er ist Sponsor der ersten Stunde. Unter anderem beherbergt das «Kulm» die Künstler. Das Kulturengagement gilt auch der klassi-

schen Musik (das Opernfestival fand heuer im «Kulm» statt), und es lohnt sich. Godat: «Hier im Engadin gibt es viel zu tun – Wandern, Golf spielen, segeln, sich im Spa erholen, und so bleiben auch Gäste, die wegen Jazz oder Oper kommen, oft mehrere Tage bei uns.»

Eine Surprise-Party erlebte, wer beim «Round Midnight»-Konzert von **Othella Dallas** in der Miles Davis Smokers Lounge im «Kulm Hotel» sass (Christian Jott Jenny mit dicker Zigarre mittendrin). Die 87-jährige Soul-Diva (geboren in Memphis, verheiratet in



Glücksfall: Festival-Initiator Jenny.

Basel) zog einen jungen Mann auf die Bühne, «Let's have some fun», und der Mann war **Nigel Kennedy**, der auch am Festival auftrat. Die Vollblut-Entertainerin und der Teufels-

geiger jamnten bis halb vier Uhr früh in der Bar, und die Gäste, die dann noch da waren, nahm Kennedy kurzerhand mit in seine Suite, wo man bis sieben Uhr früh weiterfeierte. Eine magische Nacht. Das sind die Momente, so Jenny, «wo ich wieder einmal weiss, warum ich mir das antue». Das Prozedere mit Nigel Kennedy war alles andere als einfach. Jenny: «Seine Managerin, die früher auch **Luciano Pavarotti** managte, war kompliziert. Es brauchte 236 E-Mails, bis das Konzert zustande kam.»

Zum Konzert von **Richard Galliano**, der mit seinem Akkordeon und Melodien aus Fellini-Filmen die Nacht im «Dracula» verzauberte, lud Juwelier Bucherer, auch er Sponsor, Kunden und Gäste. **Monty Alexander**, der Meisterpianist, musste seinen Auftritt absagen, wegen akuter Herzbeschwerden. Der Abend mit **Patti Austin** war hoffnungslos ausgebucht. Gut, es war der Geburtstag von Jenny. Der 32ste. Den hat er auch schon vor zwei Jahren gefeiert, aber im Showbusiness kann man nicht früh genug anfangen, seinen Jahrgang zu vernebeln.

Es ist ein mit viel Goodwill und Begeisterung ausgestattetes Team, welches das Festival da Jazz antreibt und in Schwung hält. Corinna Fueter, Enkelin der Schauspielerin **Annemarie Blanc**, amtet als Projektleiterin. Autohändler **Philipp Rhomberg** ist einer der Hauptsponsoren (Künstler und Sponsoren-Gäste werden in Lexus-Limousinen herumchauffiert), sein Bru-



Fellini im «Dracula»: Akkordeonist Galliano.

der **Franz Rhomberg** wirtet mit seiner Catering-Firma Franzoli im «Dracula». Wichtige Sponsoren und Unterstützer sind: Hotelier **Markus Hauser**, auf dessen Terrasse mitten im Dorf jeden Sonntag ein Jazz-Brunch stattfindet, der Weinhändler **Peter Riegger** und seine Nichte **Karin** (Weinkeller Riegger), das Hotel «Schweizerhof», wohin Jenny seine Gäste manchmal zu Wiener Schnitzel und Tafelspitz ausführt, und das Schweizer Jazzmagazin *Jazz 'n' More*. Dessen Herausgeber **Peewee Windmüller**: «Genau das Jazzfestival, das es braucht. Frisch, frech, innovativ, superprofessionell – und mit guten Musikern.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Mein Gewicht

Unser Kolumnist fährt auf eine andere Insel, für einmal. Und macht dort, was man sommers macht.

Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich auf Mallorca, das heisst, es war vorvergangene Woche (die Bedeutung von Zeitnähe wird überschätzt, finde ich). Aus Ibiza reist man mit dem Flugzeug oder Boot nach Palma; MvH wählte für hin den Luft-, für retour den Seeweg. Er war recht früh am Flughafen und erfuhr, dass die Maschine, in der er einen Platz hatte, Verspätung habe. Also erkundigte er sich, ob sein Ticket umbuchbar sei, damit er den früheren Flug, in 20 Minuten oder so, nehmen könne – das Iberia-Ticket (es hatte €88,98 gekostet) war umbuchbar, mit kurzem Vorlauf und ohne Mehrkosten, nur zum Sagen.

Ein Satz zu der grossen Balearen-Insel: Sie ist schön, was Landschaft und Strände angeht, finde ich (auf Mallorca sieht es ähnlich aus wie auf Ibiza). Das Problem ist der öffentliche Raum. Was ich sagen will – wenn man in Ibiza an den Strand fährt, gibt es dort (fast immer) ein kleines Restaurant, in dem etwa im Haus frisch gemachte Guacamole und Cocarrois (Teigtaschen mit Huhn oder Gemüse) angeboten werden. Falls Musik zu hören ist, ist diese gut (etwa das Sonica-Radioprogramm, ein Sender der Insel, www.ibizasonica.com), und die anderen Gäste sehen in Ordnung aus (oder besser). In Mallorca dagegen findet man an Stränden oft grosse Restaurants oder sogenannte Imbiss-Kioske, wo man beispielsweise Schinken-Käse-Toast bekommt. Falls Musik zu hören ist, ist es meistens solche, die man lieber nicht hören möchte, in meinen Augen. Und die anderen Gäste sind nicht okay zum Ansehen, mir geht es jedenfalls so.

Ich fuhr hin wegen der «Copa del Rey», einer Edel-Regatta (*Mallorca-Zeitung*). Zwar nahm dieses Jahr Felipe von Spanien nicht daran teil (die Rennen waren vorverlegt worden wegen der Olympischen Spiele in London – und der Prinz habe viel zu tun im Juli, hiess es). König Juan Carlos macht seit vergangenem Jahr bei dem Segelwettbewerb nicht mehr mit, aus Altersgründen. Enter MvH immerhin (er war Gast von Rolf Auf der Maur, dem Besitzer und Skipper der «Kajsa III», einer DK-46-Jacht).

Auf Segelbooten in *race mode*, ehrlich, ist man im Grunde weniger Gast, mehr Gewicht (zirka 85 Kilogramm im Fall Ihres Kolumnisten). Was man ausserdem ist: im Weg (erinnerte mich an die Zeit, als ich Journalist war und Köche in Küchen besuchte, um sie zu befragen). Zusatzgewicht auf einer Jacht ist nicht von Nachteil, wie man vielleicht meint, wenn man kein nautischer Mensch ist, nebenbei. Das Problem: Man muss das Gewicht einsetzen beziehungsweise sich verschieben (oft). Mit anderen Worten, nachdem man einen Platz gefunden hat am Rand des Boots (das heisst, den sieben oder acht Besatzungsmitgliedern, die sich dort aufhalten, je ein Siebtel oder Achtel ihres Raums weggenommen hat), soll man weit hinauslehnen; zu diesem Zweck wurde der Draht, der durch die Reling läuft, gepolstert (ein wenig). Das Kommando heisst «hike», und der Sinn ist, dafür zu sorgen, dass der Rumpf des Boots möglichst steil im Wasser liegt, damit man schneller vorankommt, es ist ein Rennen schliesslich (und Anstrengungen [«hike»]/ Druckstellen am Bauch [wegen des Drahts] sind in Ordnung, denke ich).

Grössere Mühen verursacht der Befehl «ready to tack» respektive «tack». Dann muss man (respektive das Gewicht) sofort Platz finden am gegenüberliegenden Rand des Decks. Wer spät aus dem Reling-Draht kommt, hat eine zirka 4,20 Meter hohe Wand vor sich, die erst wieder zu einem Deck wird, wenn der Skipper weniger hoch am Wind fährt und das Boot flacher liegt. Und in diesem Fall verliert die Jacht Geschwindigkeit wegen einem (das ist nicht, was man sich wünscht als Gast). *However*, die «Kajsa III» kam an diesem Tag als Erste der Klasse RI 1 ins Ziel (auf der Rangliste lag sie auf Platz 10 von 28); schnellstes Boot war die RAN von Niklas Zennström, zwar in einer anderen Klasse (IRC o), doch das ist auch eine People-Spalte (beziehungsweise Ihr Kolumnist ein Namedropper) und Zennström ein Gründer von Skype, einer Internet-Firma, die von ihm für 2,6 Milliarden Dollar verkauft wurde.

Bevor ich es vergesse: Gast (Gewicht) zu sein an der Copa del Rey, hat mir gefallen (trotz «hike» und «tack»); ich empfehle die Teilnahme an einer Segelregatta in der Bucht von Palma (und die Mitnahme von Knieschützern).

Die gute Nachricht: Eines der besten Restaurants von Palma, in das fast keiner geht, befindet sich im Real Club Náutico (RCNP).

Gesellschaft

Das Suri-Kind

Von Beatrice Schlag — Eltern, die ihren Nachwuchs auf den Arm nehmen.

Von Suri Holmes Cruise wissen wir, dass sie auf Bildern oft wie ein schlechtgelauntes, reiches Mädchen aussieht. Das mit der schlechten Laune fiel schon vor der Scheidung der Eltern auf. Aber wer weiss denn, wie angespannt die Stimmung in der Villa Cruise seit einer Weile war? Ausserdem scheint sie, und das irritiert viel mehr, ungern zu Fuss zu gehen. Das immerhin sechsjährige Mädchen wird dauernd auf dem Arm getragen, obwohl es längst auf Stöckelschuhen gehen kann. Aber vielleicht ist das Tragen nur eine Massnahme der Eltern, um das Kind so schnell und unbehelligt wie möglich an den Paparazzi vorbeizuschleusen. Möglicherweise geht Suri hinter geschlossenen Türen strikt auf eigenen Füessen. Wie gesagt, wir wissen wenig.

Was hingegen jeder kennt, sind Suri-Kinder. Es sind nicht nur, aber vor allem Mädchen. Die Träger der längst gehfähigen Kinder sind gleichermassen Mütter und Väter. Gemeinsam haben die Eltern, dass man sich unbehaglich fühlt, wenn sie ihre viel zu grossen Kinder auf dem Arm schleppen. Vielleicht, weil man denkt: Da wollen Eltern nicht aufhören, ihr Kind als Baby zu behandeln. Vielleicht, weil das Mädchen so triumphierend dreinschaut, wenn es auf Papas Arm ins Tram gehievt wird, während jeder denkt: «Das Kind ist doch viel zu gross zum Tragen.»

In unserem Ferienhotel war im Juli einer dieser Trägerväter, der seine vielleicht siebenjährige Tochter vom Strand ins Zimmer, vom Zimmer in den Speisesaal und zurück trug. Irgendwann am Strand, als die Tochter im Meer planschte, winkte die ältere Dame im Liegestuhl neben mir den Vater herbei. «Sie tun Ihrer Tochter keinen Gefallen», sagte sie, «entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen das sage, obwohl Sie mich nicht kennen. Aber mein Vater hat mich auch viel zu lange herumgetragen und sehr verzogen. Und dann habe ich ein Leben lang vergeblich nach einem Mann gesucht, der mich ähnlich verwöhnt. Glauben Sie mir, Ihre Tochter wird auch keinen finden, wenn Sie so weitermachen.» Der Mann sah sie eher verwirrt als böse an. Am Abend kam das Mädchen auf eigenen Füessen zum Essen. Aber das war vielleicht ein Zufall.



Carpe diem!

Von Peter Rüedi



Taminomal – wer soll im Burgund den Überblick behalten! Wenn irgendwo guter Rat teuer ist, also der Weinhändler meines Vertrauens unerlässlich, dann in diesem kleinteiligen, im Vergleich zum Bordelais «bäurischen», zwischen Kult-Ikonen und normalen Sterblichkeiten schwer zu durchschauenden Hochstift des Weinbaus. Erschwerend kommt hinzu, dass die Meister der weissen Burgunder keineswegs notwendig die Cracks der roten sind. Und umgekehrt.

Michel Bouzereau und sein Sohn Jean-Baptiste machen fabelhafte Meursaults und einen tollen Puligny-Montrachet (*Weltwoche* 41/09), aber, bei rund 12 Hektaren des Betriebs, gerade mal auf 1,4 Hektaren Roten. Da ist denn schon ein Tipp vonnöten, um auf ihren Pommard zu verfallen. Zumal der nicht von einer der privilegierten Premier-Cru-Lagen der Gemeinde zwischen Beaune und Volnay stammt (Les Chanlins, Les Jarolières, Les Rugiens etc.), sondern aus dem vergleichsweise schlichten Weinberg Les Cras im Norden. (Sieht jetzt so aus, als hätte ich den Durchblick, ist aber nicht so: Wo-zu gibt es Weinatlanten?)

Jedenfalls ist dieser Pommard «Les Cras» ein sehr gelungener, sehr eleganter, vielschichtiger Pinot noir, waldbearig, Kirschen, voll Finesse und mit gesunder Säure, etwas Holz (aber diskret dosiert, die feinen Vanillenoten). Ein Duft von Heu. Eine saubere Sache, gewissermassen das androgyne Gegenprogramm zum kürzlich hier vorgestellten vollbusigen Châteauneuf-du-Pape. 2009 war auch im Burgund ein grosses Jahr. Diesen Pommard würde ich dennoch nicht bis zum Jüngsten Tag einbunkern wollen. Er ist mit seinem Charme, seiner Frische, seiner Eleganz hier und jetzt und gewiss die nächsten drei bis acht Jahre wunderbar zu trinken.

Carpe diem. Machen wir uns einen schönen Tag. Wer weiss, wann das nächste Beben, ob in der Geologie oder in den Finanzmärkten, unsere Keller wackeln lässt und uns zum *Teckeli*-Magdalener und Chianti-Fiasco ferner Jugendzeiten zurückzwingt. Verschreien wir's nicht. Und freuen wir uns am sehr vernünftigen Preis dieses Nischen-Pommards.

Michel Bouzereau et Fils: Pommard Les Cras 2009.
13%. Grands Vins Wermuth. Fr. 42.–. www.wermuth.ch

«Firefly»

Von Andreas Thiel — Manchmal stellt Andreas Thiel sehr lange Fragen. Und zwar darum, weil ihn die Antworten sowieso nicht interessieren.

Thiel: Oh, wen haben wir denn heute als Gesprächspartner bei uns im Studio zu Gast? Es sind dies gleich zwei bekannte Gesichter aus Politik und Verwaltung. Ich begrüsse Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf vom Eidgenössischen Finanzdepartement und den Präsidenten der Schweizerischen Nationalbank, Thomas Jordan. Das sind gleich zwei Fliegen auf einen Schlag. Wobei ich sie natürlich niemals als Fliegen bezeichnen würde. Frau Widmer-Schlumpf hat etwas Bunteres verdient, als als Fliege bezeichnet zu werden. Sie ist eher ein Schmetterling, ein Zitronenfalter vielleicht oder Kohlweissling, und der Herr Jordan vielleicht sogar eine richtige Feuerfliege, eine *firefly*, zu Deutsch Glühwurm, aber auf Englisch klingt halt immer alles besser, ausser Schmetterling, das ist ja eine Butterfliege, und Amtsbeleidigung ist eine Kunst, die sogar subventioniert wird, wenn man bei der Pro Helvetia ein Gesuch einreicht. Aber wir wollen ja heute nicht über Verpuppung und Metamorphose reden, sondern über Finanzpolitik. Fassen wir zusammen, was bisher geschah. Die Nationalbank hat das Nationalbank-Gold verkauft, als der Goldpreis am tiefsten lag, und damit ein paar Milliarden Franken Volksvermögen vernichtet.



Um das Verlustgeschäft mit dem Gold wieder wettzumachen, kauft die Nationalbank jetzt mit dem fehlenden Betrag Euro, da dieser ja bald auch nichts mehr wert ist, denn minus und minus gibt ja bekanntlich plus. Die Finanzministerin, die in Mathematik neben dem Nationalbank-Präsidenten gesessen haben muss, versucht derweil, die Banken zu retten, indem sie diese versenkt, bevor der Feind in Schussweite kommt. Was die Kunden anbelangt, gibt sie nicht dem Richter, sondern dem Kläger Recht, womit sie den Rechtsstaat in einen Klägerstaat umfunktioniert, aber was klage ich über Dinge, die ich nicht verstehe, sie hat ja Recht studiert, und das hat man oder nicht. Jetzt reguliert sie den Finanzmarkt, obwohl sie den Finanzmarkt doch gar nicht verstehen kann, wo sie doch Recht studiert hat, und es auf dem Finanzmarkt ihrer Meinung nach nicht mit Recht zu- und hergeht. Freiheit und Verwaltung sind halt zwei verschiedene Paar Schuhe, wobei das eine Paar immer drückt. Auf jeden Fall kann jemand, der sein Leben lang in der Verwaltung gearbeitet hat,

von unternehmerischer Freiheit gar nichts verstehen, geschweige denn von unternehmerischem Risiko, denn er steht ja nicht auf der Bühne des Geschehens, sondern unten an der Garderobe und verteilt die Nummernschildchen – oder um es mit den Worten seiner Göttlichen Gnade A. C. Bhaktivedanta Swami Prabhupada zu sagen: Eveline Widmer-Schlumpf ist eine Biene, die von aussen am Honigglas leckt.

Eveline Widmer-Schlumpf: Was?

Thiel: Um das zu verstehen, muss man wohl nicht Recht, sondern Sanskrit oder Vedanta studiert haben.

Eveline Widmer-Schlumpf: Und was ist nun Ihre Frage?

Thiel: Meine Frage? Ich habe keine Frage. Ich habe Sie nur zum Interview eingeladen, weil Sie ja nicht gekommen wären, wenn ich Ihnen gesagt hätte, Sie möchten doch bitte mal vorbeikommen und schweigen, hier möchte Ihnen ein Bürger seine Meinung sagen. Ach ja, an Sie, Herr Jordan, hätte ich doch noch eine Frage. Sie sind doch so fleissig am Drucken mit der Notenpresse. Ich wollte Sie fragen, ob Sie mir auch ein paar Noten drucken könnten, damit ich die Steuern zahlen kann. Ah ja, und Frau Widmer-Schlumpf, das ist

jetzt aber wieder keine Frage, sondern eine Bitte, lassen Sie doch die Banken und die Bankkunden in Ruhe, Sie verraten ja so ziemlich alle ausser die Schuldigen. Wenn Sie die Abzocker bestrafen und die fehlbaren Banken zur Räson bringen wollen, dann setzen Sie doch einfach die UBS dem freien Markt aus.

Eveline Widmer-Schlumpf: Freier Markt?

Thiel: Ja, freie Marktwirtschaft. Noch nie gehört? Ui, jetzt habe ich doch noch eine Frage gestellt.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Tour de Suisse in Weiss

Von Jürg Zbinden



1 — Die Strellson-Kollektion «Rolling Style – White Edition» will das Rad nicht neu erfinden, das Ziel sind mobile Looks für den internationalen, kreativen Mann. Diese sommerlichen Kollektionsteile wurden speziell für «Business-Biker» entwickelt. Die Bi-Stretch-Anzüge sind atmungsaktiv, wasser- und schmutzabweisend. Weitere Highlights sind: Tasche, Sneaker und Helm. Der Helm (ABS-Schutzmaterial) hat Lüftungsschlitze und ist selbstverständlich verstellbar. Der Preis: Fr. 99.90.– Im Fachhandel, in Strellson-Monostores sowie unter www.strellsonshop.com.

2 — Zum Patent angemeldet hat Sigg einen neuen Trinkverschluss. Er ist dicht, auch bei kohlenensäurehaltigen Getränken. Herzstück der Entwicklung sind die weltweit einmalige Vorentlüftung sowie die eingesetzte Drehschiebersteuerung. Ausgestattet mit einem Trinkhalmsystem, muss die Flasche beim Trinken nicht gekippt werden. Der «Top» ermöglicht komfortables Trinken, ohne die Situation aus den Augen zu verlieren. Selbst wenn das Ventil

geöffnet ist und die Flasche kippt, ermöglicht ein zusätzliches Sicherheitsventil zuverlässigen Auslaufschutz. Das Trinksystem ist nicht nur praktisch in Alltagssituationen, sondern besticht auch in Bewegung und in Extremsituationen. Diverse Ausführungen. Das Modell «Dynamic White Touch» (0,75 l) kostet Fr. 30.–. Info: www.sigg.com (Store Locator Schweiz).

3 — Steilvorlagen für das Strellson-Bike sind Fahrradkuriere in New York, London und Tokio, die das urbane Bild der Metropolen von morgen immer mehr prägen. Das «Black Edition»-Bike wurde 2011 zum Trendsetter, 2012 wird das in Zusammenarbeit mit Bianchi gefertigte Bike «White Edition» nachziehen. Wendig kurvt man damit durch Häuser Schluchten, ob in Brooklyn oder Shinjuku. Features: urbanes Eingangrad mit Freilauffunktion, Stahlrahmen, zwei Bremsen, komfortabler, verstellbarer Ledersattel, braune Lederhandgriffe und Pedalverschluss. Der Preis: Fr. 1395.–. Im Fachhandel oder online unter www.strellsonshop.com.



14.90

**Alvarinho Vinho Verde
DOC Solar de Serrade
Monção, 75cl**

Coop verkauft keinen Alkohol an Jugendliche unter 18 Jahren. Erhältlich in grösseren Coop Supermärkten und unter www.coopathome.ch

Für fruchtigen Weingenuss aus Portugal.

Dieser attraktive und reintonige Weisswein aus Portugal besitzt eine intensive Aromatik von Zitrone, Pfirsich und weissen Blüten. Am Gaumen präsentiert er sich mit knackiger Säure und einer saftigen, reifen Frucht. Ein frischer Wein mit dichtem Fruchtkern und einem verlängerten Abgang. Passt wunderbar zu Meeresfisch, Krustentieren, Tapas und als Apéro.

Für jeden Anlass den passenden Wein.

Olympia, einmal anders

Die Spiele sind ein fragwürdiges Spektakel. Ideen für ein wirkliches «friedliches Fest der Jugend». Von Bruno S. Frey



Das Mitmachen soll wichtig sein: 15-jährige Goldmedaillengewinnerin Ruta Meilutyte.

Die Olympischen Spiele sind ein riesiges Spektakel voll Dramatik. Die fast ausschliesslich professionellen Athleten erbringen sensationelle Leistungen. Entsprechend stellen die Spiele für die Zuschauer eine grosse Attraktion dar.

Allerdings wird Olympia durch einige negative Erscheinungen in Mitleidenschaft gezogen. Doping und offensichtlicher Betrug (beim Badminton) sind bereits ans Licht gekommen. Auch sind die Kosten der Organisation der Spiele astronomisch gewachsen. Allein London soll 12 Milliarden Pfund (etwa 18 Milliarden Franken) aufgewendet haben. Zudem ist die Vorbereitung der Athleten auf die Spiele teuer. So gibt etwa Deutschland jährlich ungefähr 130 Millionen Euro dafür aus. Die Aufwendungen aller beteiligten Länder zusammengenommen ergeben eine gigantische Summe.

Die Olympischen Spiele sind noch aus einem ganz anderen Grund fragwürdig. Sie sollen der Ort sein, wo sich die Jugend der Welt im friedlichen Wettstreit versammelt. Körperliche Ertüchtigung und eine auf Fairness und Achtung aufbauende Erziehung sollen gefördert werden. Nicht der Sieg soll wichtig sein, sondern das Mitmachen. Dies entspricht den Vorstellungen des Begründers der modernen Olympischen Spiele, Baron de Coubertin. Diese Vorstellung wird offensichtlich bei den

heutigen Spielen in mehrfacher Weise absurdum geführt. Aus dem «friedlichen Wettbewerb der Jugend» ist eine hochprofessionelle Veranstaltung geworden. Nationale oder gar nationalistische Gefühle dürften eher gestärkt als geschwächt werden. Wo werden sonst noch derart prominent Fahnen und Nationalhymnen in den Vordergrund gestellt? Die Medien berichten – auch in der Schweiz – vorwiegend oder gar ausschliesslich vom Abschneiden der eigenen Athleten. Keine Zeitung

Auch von einer körperlichen Ertüchtigung durch den Sport lässt sich kaum sprechen.

verzichtet auf den nach Nationen geordneten Medaillenspiegel. In einem Land, das schlechter als erwartet abschneidet, sinken die Einschaltquoten am Fernsehen dramatisch.

Auch von einer körperlichen Ertüchtigung durch den an Olympia zelebrierten Sport lässt sich kaum sprechen. Seit langem ist bekannt, dass ein auf Weltniveau betriebener Spitzensport gesundheitsschädlich ist. Fast jeder auf dieser Ebene einigermaßen erfolgreiche Athlet leidet nach dem Ende der Karriere unter mehr oder weniger schlimmen gesundheitlichen Beschwerden. Als Vorbild für die Jugend sind diese Personen somit nicht geeignet. Aus-

serdem wird sogar Kinderarbeit angeprangert, insbesondere beim Schwimmen und in der Gymnastik.

Angesichts dieser Probleme lohnt es, sich Alternativen zu überlegen. Ein wirkliches «friedliches Fest der Jugend» könnte mittels einer Zufallsauswahl unter den 18- bis 30-Jährigen jedes Landes erreicht werden. Wer mit dieser Methode ausgewählt wird, spiegelt den tatsächlichen Gesundheitszustand dieser Altersgruppe wider. Den einzelnen Nationen würde damit ein Anreiz gegeben, den allgemeinen Gesundheitszustand der Jugendlichen zu fördern, anstatt nur eine enge Gruppe von sportlich besonders Talentierten zu fördern. Die Einzelheiten einer Zufallsauswahl für die Olympischen Spiele wären zu überlegen. Sicherlich müsste auf gewisse technische Disziplinen (etwa Stabhochsprung) verzichtet werden. Olympia müsste sich auf wesentlich weniger Disziplinen als heute beschränken – was sicherlich nicht schädlich wäre.

Macht des Zufalls

Der die einzelnen Länder klassifizierende Medaillenspiegel würde vermutlich völlig anders aussehen. Die USA mit rund 50 Prozent übergewichtigen Jugendlichen würde sich kaum an der Spitze finden. Dafür hätten wiederum Personen aus Entwicklungsländern grössere Chancen.

Für die Medien wäre eine Zufallsauswahl etwas Neues und durchaus Unterhaltendes. Es sei hier an den Briten «Eddie the Eagle» an den Spielen von Calgary 1988 erinnert, der zeitweise zum Medienstar wurde. Oder an Eric Moussambani aus Äquatorialguinea, der an den Sommerspielen 2000 über 100 Meter Freistil fast ertrunken wäre, weil er gerade erst schwimmen gelernt hatte. Sie haben grosse mediale Aufmerksamkeit erreicht, weil sich viele Zuschauer mit ihnen identifizieren konnten.

Die Zufallsauswahl der Athleten trifft sicherlich auf rabiaten Widerstand der Akteure, die von der heutigen Art der Olympiade profitieren, vor allem von der grossen Sportbürokratie. Spiele mit einer repräsentativen Auswahl von Jugendlichen könnten allerdings zusätzlich zu den heutigen hochprofessionellen Spielen organisiert werden. Ein positives Beispiel dafür sind die seit 1948 stattfindenden Paralympischen Spiele der Behinderten. Deshalb sollte es Raum geben für eine Auswahl an Jugendlichen, die dem Durchschnitt ihres Landes entsprechen.

Bruno S. Frey war ordentlicher Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Zürich und ist seit 2010 Distinguished Professor of Behavioural Science an der Warwick Business School in England.



Auto

Elefant auf der Überholspur

Wer pro Franken möglichst viele PS bekommen will, fährt mit einem Grand Cherokee SRT8 ausgezeichnet. *Von David Schnapp*

Was bei BMW die M GmbH oder bei Mercedes die AMG, ist bei Jeep, Dodge und Co. SRT. Das Street-and-Racing-Technology-Team hat die Aufgabe, aus halbwegs bürgerlichen Fahrzeugen Hochleistungsautos zu machen. Sein neuester Wurf ist der Jeep Grand Cherokee SRT, ein Offroader mit «der Fahrdynamik eines Sportwagens», wie es im Presstext heisst. Ob die Menschheit solche Fahrzeuge braucht, ist keine Frage, die man beantworten muss, wenn man mit liberalem Blick auf die Welt schaut.

Der Cherokee SRT ist ein kleines bisschen Wahnsinn, das macht ihn so besonders. Wäh-

rend in europäischen Super-SUVs wie dem BMW X5 M, dem Mercedes ML 63 AMG oder dem Porsche Cayenne Turbo aufgeladene Achtzylinder-Triebwerke eingebaut werden, bleiben die SRT-Leute bei einem grossen, freisaugenden V8-Hemi-Motor mit 6,4 Liter Volumen in den halbkugelförmigen (hemisphärischen) Brennräumen, den es seit den sechziger Jahren gibt.

Die Amerikaner sind stolz auf diesen Motor, sein Grundprinzip mag ein gewisses Alter haben, aber es hat sich bewährt. Der Grand Cherokee werde, so sagt uns ein Product Manager, auf einer Rennstrecke in Texas unter härtesten Bedingungen getestet: Bei 40 Grad Aussentemperatur und hoher Luftfeuchtigkeit jage man den Jeep über den Rundkurs. Er habe länger durchgehalten als ein Konkurrent aus Europa. Wir können das nicht überprüfen, aber es ist gut vorstellbar, dass die Geschichte stimmt.

Tritt in den Hintern

Der SRT8 ist ein Elefant auf der Strasse, fast fünf Meter lang, über zwei Meter breit und mit Fahrer und Benzin 2418 Kilogramm schwer.

Wenn man das Gaspedal durchdrückt, grollt es düster aus den Auspuffrohren, und der Riese katapultiert sich in fünf Sekunden auf Tempo 100. Dabei entwickelt er ein Drehmoment von 624 Nm und 468 PS Leistung. Das ist, als würde einem ein Elefant in den Hintern treten. Das natürliche Umfeld des Ami-Riesen ist die Autobahn, da fährt er sich wunderbar, liegt perfekt auf der Strasse und gibt einem die schöne Sicherheit, immer noch etwas Reserven zum Überholen zu haben. Das relativ straffe Fahrwerk, das ohne Luftfederung auskommt, ist komfortabel genug und verhindert, dass der Wagen in schnellen, engen Kurven zu sehr einnickt. Trotzdem sind Bergstrassen mit vielen Kehren nicht der Ort, wo man den Cherokee SRT am einfachsten bewegt.

Einfach zusammengefasst, kann man sagen, man kriegt nirgends so viele PS fürs Geld wie bei diesem Grand Cherokee. Fr. 99 800.– kostet die SRT8-Variante, abgezogen wird zurzeit ein Dollar-Bonus von Fr. 10 000.–. Ein X5 M kostet Fr. 145 900.–, den ML 63 gibt es für 154 400.– und den Cayenne Turbo für 162 000.–.

Nachteile? Ja, zum Beispiel die Fünfgangautomatik, die einfach nicht mehr zeitgemäß ist, oder das veraltete Entertainment- und Navigationssystem, eine potenzielle Ärgerquelle. Das kann man aber in Kauf nehmen, um diesen US-Rennelefanten auf die Überholspur zu treiben.

Grand Cherokee SRT8

Leistung: 468 PS, Hubraum: 6417 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 257 km/h
Preis: Fr. 89 800.– (mit Dollar-Bonus)



Herzlich gelacht

Die Hilfsbuchhalterin Kirsty Lane, 30, und der kaufmännische Angestellte Graham Lane, 36, haben kürzlich geheiratet. Leider luden sie auch Kirstys Boss zur Party ein.

Die Idee: Wir lernten uns vor fünf Jahren kennen, und bald zog Graham zu mir und meiner Tochter nach Luton. Ich arbeitete Teilzeit bei einer Firma. Seit der Zeit, als ich ein kleines Mädchen war, träumte ich von einer gigantischen Märchenhochzeit. Als ich mich damit zu befassen begann, stellte ich bald fest, dass ein richtig schönes Fest schnell 100 000 Franken kosten kann. Da war ich ein wenig traurig. Doch die Lösung präsentierte sich bald: sozusagen auf einem silbernen Tablett. Irgendwann sagte ich Graham, ich würde die Kosten übernehmen. Er dachte nicht mehr gross darüber nach, sondern freute sich einfach auf den grossen Tag.

Die Vorbereitung: Beinahe zwei Jahre dauerten die Vorbereitungen. Einfach alles sollte perfekt sein. Das riesige Haus im Tudor-Stil, die Kleidung, das Essen, die weisse Limousine. Meinem Verlobten erzählte ich von Ersparnissen und dass mein Bonus hoch ausgefallen sei. Ich dachte auch, dass ich als Frau mit Geld attraktiver sei für ihn. Alle Arbeitskollegen wussten in der Zwischenzeit, dass eine grosse, also eine wirklich grosse Hochzeit geplant war. Sie glaubten mir, als ich sagte, ich finanziere alles über eine Abfindungssumme, die meine Mutter erhalten habe, nachdem man ihr den Job gekündigt hatte. Ich musste natürlich auch die Leute aus dem Büro einladen, das wäre sonst nicht gut angekommen. Leider ergab sich ein richtiger Rattenschwanz. Es wurden immer mehr, und schliesslich musste ich auch meinen Chef einladen. Das war hingegen eine dumme Idee.

Das Fest: Mein Verlobter wunderte sich nicht, als auch bei uns zu Hause der Wohlstand ausbrach. Ich kaufte einen Flachbildschirm und eine Uhr von TAG Heuer. Meine Brautjungfern beschenkte ich mit einem i-Pod, der in einer mit Glitzersteinen bestückten Hülle steckte. Dann rückte der grosse Tag näher. Ich war aufgeregt. Die Vermählung verlief ohne Probleme, und alle meine Träume erfüllten sich: Wir hatten eine Bar, an der alle Gäste so viel trinken konnten, wie sie wollten, es gab einen DJ, eine Kapelle, eine Swingband, einen Harfenspieler. Für die Kinder engagierte ich einen



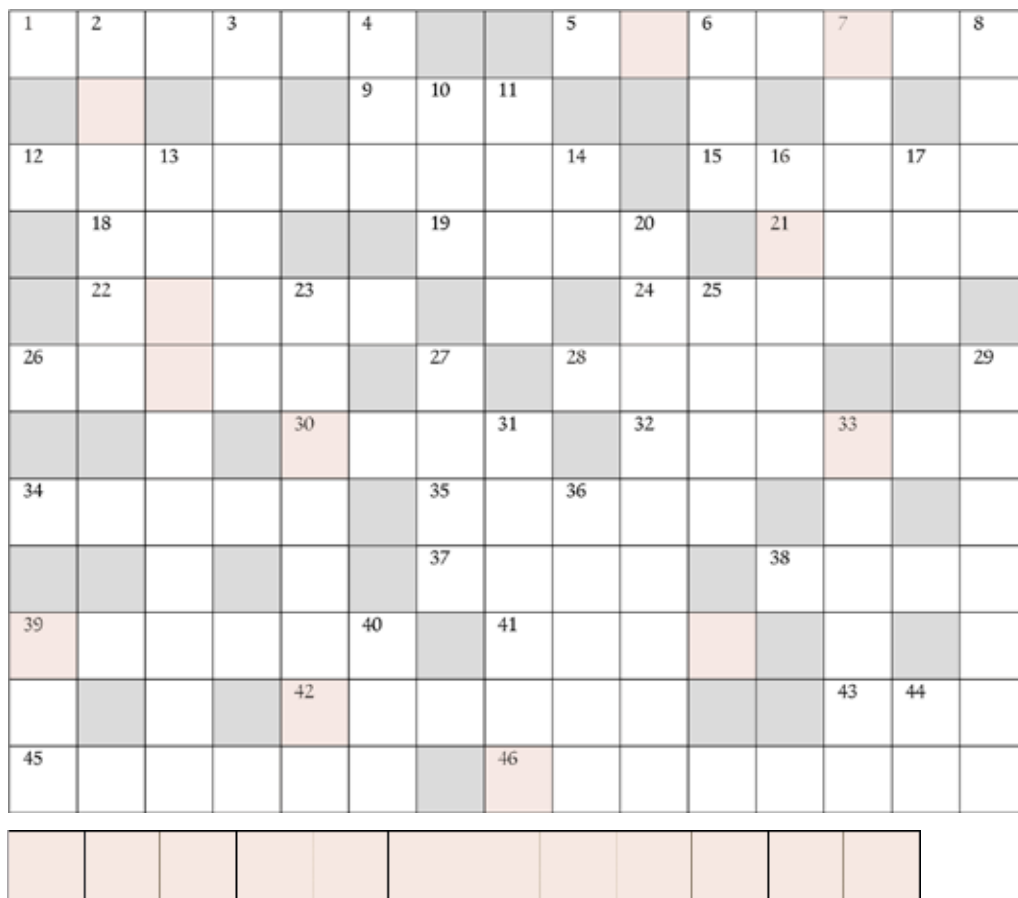
«Eine wirklich grosse Hochzeit»: Ehepaar Lane.

Zauberer und einen Mann, der aus Ballonen Tiere bastelte. Die Erwachsenen konnten sich als Fabelwesen und Feen schminken lassen. Das Gault-Millau-Essen war köstlich, die Torte riesig, der Blumenschmuck gigantisch. Als es dunkel wurde, erstrahlte ein bombastisches Feuerwerk am Himmel. So etwas hatten auch die Gäste noch nie gesehen. Ich war total glücklich. Zum Abschied umarmte mich mein Chef noch einmal und gratulierte zum gelungenen Fest. Einen kurzen Moment glaubte ich, in seinen Augen Skepsis zu sehen. Als er im Witz sagte: «Kirsty, ich glaube, wir müssen die Buchhaltung kontrollieren», lachte ich herzlich mit.

Die kalte Dusche: Womit ich nicht rechnete: Mein Boss ging nach dem wunderbaren Fest tatsächlich schnurstracks ins Office und begann in den folgenden Tagen die Konten und Rechnungsabschlüsse zu überprüfen. Dabei stellte er fest, dass während der Zeit meiner Anstellung 122 falsche Rechnungen geschrie-

ben wurden, die einer Unterschlagungssumme in der Höhe von 200 000 Pfund entsprachen. Genauso hoch schätzte er die Kosten für unser Hochzeitsfest ein. So kam das eine zum anderen. Als wir aus den – ebenfalls traumhaften – Flitterwochen in Mexiko zurückkehrten, wurde ich mit den Anschuldigungen konfrontiert, und kürzlich wurde ich zu zwanzig Monaten Haft verurteilt. Die Richterin sagte, ich verfügte über ein schlechtes Selbstbewusstsein und meine diebische Ader stehe in Zusammenhang mit meiner Liebe zu Graham, die ich mit all den Geschenken erkaufen wollte. Jetzt muss ich ins Gefängnis und hoffe, mein Mann beweist mir, dass er mich auch ohne Geld liebt.

Protokoll: Franziska K. Müller

**Lösungswort** — Schuldzuweisungen im Ergebnis

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Er ist im September nach (zu)viel Genuss für Gläubige ein Muss. 5 Da diagnostiziert der Mediziner Knochenentzündung. 9 Eine Form, die Egoisten entzückt. 12 Ist man im Büro nicht so, arbeitet man besser anderswo. 15 Solche Haare und Bärte sind bei ihnen wichtige Werte. 18 Ade Pomade, heute ist es fettfrei gefragt. 19 Als Adam kam, war noch keine da. 21 Er und sein Schatten ergaben bei Dürrenmatt einen Prozess. 22 Rotieren, das an Gelege erinnert. 24 Aus Afrika weht, was bei uns als Blutregen niedergeht. 26 Nicht links, nicht rechts, und das in Frankreich. 28 Ist sie hinterlassen, ist man schnell zu fassen. 30 Ein lieber Vater gefällt auch von hinten. 32 Hier wird die Trauer zum Gesang. 34 Wer soviel kann, wird irgendwann wohl göttlich dann. 35 Die Post ist da, aber gesungen erst danach. 37 Sie hing im Kleiderschrank vornehmer Römer. 38 Der Tanz ohne Ende wird mit dieser Wende zur Pflanze. 39 Der Trainer warnt zwar oft davor, doch dann gibt's halt doch ein Tor. 41 Allein, in Maine oder sonstwo in den USA. 42 Zwischentitel, oder dann zwischen TV-Werbung und Erinnerung. 43 Dieses Gramm hat kein Gewicht, es ist vielmehr ein Gedicht. 45 Französischer Artikel und deutsches Zahlwort sind hier vereint das Gegenteil davon. 46 Fernöstlicher Pfad, der zum Sinn hinter allen Dingen führt.

Senkrecht — 2 So macht ein Gebiet Lust auf mehr. 3 Er ist oft rund und nicht weit weg vom Mund. 4 Jazzmusikers begrenzter Auftritt. 6 Es ist sportlich oft ein Ziel, er hingegen weiss nicht viel. 7 Die Deutschen und Franzosen trinken den Kaffee aus der gleichen. 8 Er macht auch in England mit den Flossen seine Possen. 10 Drei US-Buchstaben mit Leuten, die viel Macht haben. 11 Ein stromsparender Wecker, aber tierisch laut. 13 Autofahrer kennen das schützende Metall gegen den möglichen Fall. 14 Leinen, kurz und bündig. 16 Körnige Gourmet-Spitze für Vögel. 17 Nationalheld, zu drei Vierteln. 20 Total globale Verständigung. 23 Flüssiges Getreide aus Asien. 25 Raum mit akademischem Appeal. 27 Eine Leistung, diese Energie pro Zeit. 29 Schriftlich bestätigte Reife. 31 Was der Klotz als Holz ist er als Mensch. 33 Gewissermassen das Atom der geschriebenen Sprache. 36 Was für den Portugiesen von heute das Jetzt, war für die Griechen von einst das Geplauder dort. 39 Womit der Gummigeniessbar wird. 40 Negativkopie der DNS. 44 Zeichen für ein strahlendes Element.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 278

	R		N		C	H	A	K	H						
D	A	N	K	E	S	C	H	O	E	N	D	A	D	U	
	E	I	N	S	C	H	L	E	I	M	E	N	A	N	D
	T	E	I	C	H	R	O	H	R	A	M	A	N	D	A
	S	M	E	A	R	I	R	E	O	L	A	L	A	E	
B	E	A	T	F	A	S	A	N	N	E	S	T	E	R	
	L	N	I	E	M	A	L	S	I	N	K	R	E	T	
E	R	D	E	I	M	M	A	T	E	R	I	E	L	L	
A	A	S	F	R	E	S	S	E	R	I	E	N	A	I	
	T	L	E	B	L	O	S	U	A	O	R	T	E	N	
L	E	A	S	I	N	G	I	E	N	S	E	I	T	S	
A	N	N	U	S	M	A	O	R	I	A	N	N	I	E	
	D						R				O		N		

Waagrecht — 8 DANKESCHOEN 13 DADU (Nbfl. d. Min Jiang) 15 EINSCHLEIMEN 17 AND (in «Hand» und «Sand») 18 TEICHROHR (...sänger) 19 AMANDA (... Lear, Sängerin; King Lear) 20 SMEAR (Lichtstreifen) 21 IRE (Heiliger Gallus) 22 OLALA 23 BEAT (...us, Heiliger am Thunersee) 24 FASAN (soll den Namen vom Fluss Phasis haben) 26 NESTER (aus «ernste», «Sterne», «ersten» und «Tresen») 28 NIEMALS («Sag ... nie») 29 INKRET (= Hormon; in-diskret) 31 ERDE 32 IMMATERIELL 35 AASFRESSER 38 IENA (Carl Zeiss Jena) 39 LEBLOS 41 AORTEN (A orten) 43 LEASING («Lea sing!») 44 IENSEITS («... von Gut und Böse») 45 ANNUS (= lat. Jahr, v. h. Sunna) 46 MAORI (Ureinwohner von Neuseeland) 47 ANNIE (...Award; «Little Orphan ...»)

Senkrecht — 1 RAETSELRATEN 2 NESCAFE (G. Clooney) 3 CHLOR (Narkosemittel ...oform) 4 HOEHENSTEUER 5 ANMALEN 6 KANAL (Kabel...) 7 HUNDERT (Hunde-RT) 9 NIEMANDSLAND 10 KNIE-TIEF 11 SCHRAMMELN (Wiener Musikgattung; Schrammen) 12 CHRISAM (Salböl; in «Charisma») 13 DEMASKIEREN 14 DANAE (= Traubendorn; Geliebte des Zeus) 16 IRONIE 25 ALASSIO (Hafen «Luca Ferrari») 27 TRENTINO (Tren-Tino; Tino = ital. Insel) 30 ELA (bibl. König) 32 IRBIS 33 RIOS (= span. Flüsse) 34 LINSEN 36 SOGAR 37 RANI (ind. Fürstin) 40 ESU (= berndt. Esel; v. h. use = engl. brauchen) 42 ETI (in «stetige» und «Venetien»)

Lösungswort — KUMMERKASTEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Nur für kurze Zeit: C-Klasse Kombi mit mindestens CHF 12 800.-* Preisvorteil.

Der C-Klasse Kombi erfüllt die höchsten Ansprüche an Design, Performance und Effizienz: Ihre. Dabei bietet er nicht nur die neuesten Assistenzsysteme, sondern auch ein modernes Interieur mit mehr als genug Raum für Ihre eigenen Ideen. Erleben Sie die Vorteile der C-Klasse gleich selber. Bei einer Probefahrt bei Ihrem Mercedes-Benz Partner. Mehr Informationen zur C-Klasse unter www.mercedes-benz.ch/c-klasse

C-Klasse Kombi ab CHF 46 700.-

Ihr Preisvorteil CHF 12 800.-

Barkaufpreis CHF 33 900.-

2,9% Leasing ab CHF 477 ./Mt.**



Eine Marke der Daimler AG



Mercedes-Benz

* C 180 BlueEFFICIENCY Kombi, 156 PS (115 kW), 1595 cm³, 139 g CO₂/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 159 g/km), 5,9 l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: B. Fzg.-Listenpreis CHF 46 700.- abzüglich 6% Preisvorteil, 8% Flottenrabatt und CHF 6 480.- Prämie ergibt einen Barkaufpreis von CHF 33 906.-. Abgebildetes Modell inkl. Sonderausstattungen CHF 57 955.-. Der Flottenrabatt von 8% basiert auf einer Gesamtfuhrparkgröße von 1-7 Fahrzeugen. Angebot gültig für Unternehmen mit Handelsregister-Eintrag oder gültiger MWSt-Nummer. Das Fahrzeug muss auf das Unternehmen oder auf einen flottenrabattberechtigten Mitarbeiter immatrikuliert werden. Die Mindesthaltedauer beträgt 6 Monate.

** Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 15 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 2,94%, ohne 1. grosse Rate, monatliche Leasingrate CHF 477.35, exkl. Ratenabsicherung PPI. Antragseingang bis 30.09.2012. Ein Angebot der Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Änderungen vorbehalten. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Alle Preise inkl. 8% MWSt.